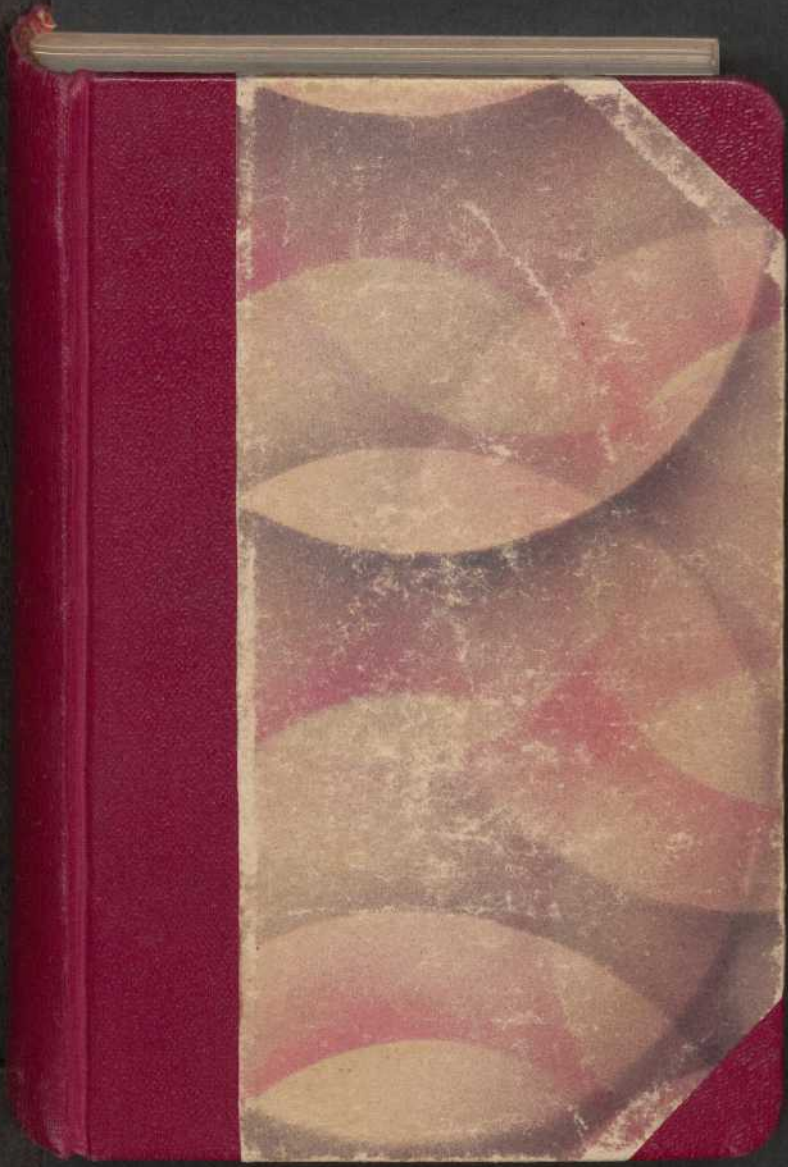


Kinderherzen.

Von

Paul Bourget.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
und mit einem Vorwort versehen

von

Martha Schiff.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Die hier vorliegenden drei Erzählungen „Kinderherzen" von Paul Bourget gehören ebenso wie der Roman „Der Luxus der Andern" (Univ.-Bibl. Nr. 4995/96) und die größere Erzählung „Die Schuld" (Univ.-Bibl. Nr. 5417) zu dem Zyklus „Drames de famille", den der Dichter im Jahre 1900 veröffentlichte.

In der Einleitung zu dem Hauptwerke des Zyklus, „Der Luxus der Andern", haben wir den Gang der Entwicklung des Dichters geschildert, auf die Einflüsse seiner bewunderten und geliebten Vorbilder Stendhal und Taine hingewiesen, sowie seine Verdienste um die Erneuerung des psychologischen Romans dargelegt. Es sei also auf diese ausführliche Einleitung verwiesen und hier nur in Kürze das Wichtigste herausgehoben.

Paul Bourget wurde im Jahre 1852 in Amiens geboren und in Internaten zu Clermont und Paris erzogen. Er studierte zuerst Philologie, dann wandte er sich — nach dem Muster von Sainte-Beuve — eine Zeitlang dem medizinischen Studium zu. Diese Versuche waren für den zukünftigen Schriftsteller nicht verloren, aber schließlich siegte seine Neigung zur schönen Literatur, er ward Mitarbeiter an Zeitschriften, und um die Mitte der siebziger Jahre trat er mit seinen ersten Gedichtsammlungen hervor. Ein Jahrzehnt später, im Jahre 1885, veröffentlichte er seinen berühmten Roman „Cruelle énigme„.

Ihm folgen eine lange Reihe von Prosadichtungen, die Bourget zum anerkannten Meister des psychologischen Romans machten und bereits 1894 dem Zweiunddreißigjährigen einen Sitz in der Académie française eintrugen.

Seit einigen Jahren betätigt sich der schaffensfreudige Dichter, der in seinem Pariser Studierzimmer täglich zehn bis zwölf Stunden am Schreibtisch sitzt, auch als Dramatiker.

In kurzen Zwischenräumen wurden seine Dramen: „Le Divorce", „La Barricade", „Le Tribun" auf den angesehensten Bühnen von Paris erfolgreich aufgeführt. „Le Tribun" hat den Weg auch nach Deutschland gefunden und ist mit großem Beifall in Frankfurt am Main aufgenommen worden.

Bourgets Vielseitigkeit verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als man ihn häufig zum besonderen Schilderer des high life stempelte. Aber er hat im Verlauf der Jahre gezeigt, daß seinem Talent kein Gebiet verschlossen ist. Er geht immer mit der gleichen Wärme und derselben psychologischen Kunst zu Werke, gleichviel, ob er ein glänzendes Pariser Milieu, das Empfindungsleben der Weltdame, die Herzensqualen einer armen Mutter aus dem Volke oder, wie in den hier gebotenen Erzählungen, die Seele des Kindes malt.

Martha Schiff.

Kinderherzen.

Der Talisman.

Die folgende Geschichte wurde mir von einem berühmten Künstler unserer Zeit erzählt, von einem, dem alles Marktschreiertum, alle Schaustellung der eigenen Person, alle intimen Geständnisse aufs äußerste verhaßt sind.

Ich werde seinen Namen nicht nennen, da ich ihn nicht um die Erlaubnis zur Wiedergabe der Geschichte bitten will; sicherlich würde diese Bitte vergeblich bleiben, obwohl das Erlebnis in seine früheste Jugend zurückreicht. Ich will auch verschweigen, welche Kunst er ausübt, ob er Bildhauer, Maler, Musiker, Baumeister, Dichter oder Dramaturg ist.

Die völlige Verschwiegenheit, die ich über diesen Punkt beobachten werde, scheint mir das Erzählen einer Geschichte zu rechtfertigen, die eine sehr humane Lehre in sich schließt; denn sie bezieht sich auf das Seelenleben des Kindes und mithin auf die Erziehung im allgemeinen. Ich erinnere mich auch, daß dies der Grund war, die vertrauliche Mitteilung eines Mannes, der für gewöhnlich Geständnisse nicht liebt, niederzuschreiben. Ich glaube darin den ergreifenden Beweis für zwei in gleichem Maße verkannte Tatsachen zu sehen: Erstens dafür, daß die bösen Leidenschaften des reifen Alters schon in dem unschuldigen

Kinde keimen und immer bereit sind, ans Licht zu kommen, und zweitens dafür, daß diese frühen Laster am sichersten durch die Weitherzigkeit eines gereiften Erziehers geheilt werden ... Ich will noch, um der Erzählung den richtigen Hintergrund zu geben, hinzufügen, daß der Künstler, dem wir sie verdanken, gerade damals einen glänzenden Erfolg errungen hatte. Bei dieser Gelegenheit war er von einem alten Kameraden aus der Zeit seines ersten öffentlichen Auftretens in einer Zeitung schmählich verleumdet worden. Er hatte mit uns zuerst von diesem Artikel gesprochen, dann spann sich die Unterhaltung über den Neid fort, diese häßliche Leidenschaft, die der typische Makel aller Ruhmsüchtigen ist. Mehr oder minder ehrlich verwahrten wir alle uns dagegen, jemals ein solches Gefühl empfunden zu haben; da unterbrach uns zu unserem großen Erstaunen unser Freund — er, der, wie wir alle wußten, als so großmütig bekannt war, der sich für fremdes Talent so gern begeisterte und dem jeder niedrige Geschäftsneid so fern lag — mit den Worten: „Nun! Ich will es gestehen, ich bin mit dem Neid im Herzen zur Welt gekommen. Und das gerade macht mich nachsichtig gegen Unglückliche, wie diesen ***," und er nannte den Namen seines Feindes. „Wenn ich einen Artikel dieser Art lese und mich zu entrüsten anfange, so erinnere ich mich daran, daß ich selbst aus Neid eine abscheuliche Handlung begangen habe; und wenn ich damals nicht zu meiner Beschämung einem jener Gerechten, deren Bild einem durchs ganze Leben folgt, begegnet wäre — wer weiß? — dieser abscheuliche Trieb des Hasses gegen das Glück anderer wäre gewiß in mir gewachsen. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich finde ihn manchmal

noch in bösen Augenblicken in der Tiefe meines Herzens wieder. Dann gehe ich nach Hause und betrachte mir einen Talisman, den dieser Gerechte mir zurückgelassen hat ... Sie sehen ihn hier," fügte er hinzu und wies auf eine kleine Bronze, die auf seinem Schreibtisch einfach auf Papieren stand. „Es ist ein Hermes, wie Sie sehen, ein sogenannter Psychagogos oder Seelenführer. Sein geflügelter Stab und seine Gebärde deuten es an. Sie werden sehen, daß er mit Rücksicht auf mich diesen Namen verdient. Es muß die römische Nachbildung einer recht guten, griechischen Arbeit sein ... Seit neununddreißig Jahren habe ich mich von diesem Figürchen nicht getrennt, und ich bin heut fünfzig. Daraus ersehen Sie, daß die Schändlichkeit, deren nie verstummenden Zeugen ich hier vor mir habe, in mein elftes Lebensjahr zurückreicht ..."

Als er dieses jugendliche Alter nannte, auf das die von unserem Freunde angewandten strengen Ausdrücke gar zu wenig paßten, erhoben wir lauten Einspruch. Er antwortete uns durch ein Bekenntnis, das ich, wie ich wiederhole, wörtlich niederschreibe, ohne irgend etwas daran zu ändern, als zwei oder drei Einzelheiten, die zu deutlich den Schauplatz und den Helden dieser Kindertragödie bezeichnen würden. Möge dieser Held seinem Zuhörer und Freunde die Indiskretion verzeihen! ...

I.

... „Wie ich Ihnen eben sagte, knüpfen sich die Erinnerungen, die diese kleine Bronze in mir wachruft, an meine früheste Kindheit und mithin an die ersten Jahre des Kaiserreichs. Ich lebte damals im

Herzen Frankreichs in einer kleinen Stadt, die sich im Jahre 1848 durch ihren republikanischen Eifer ausgezeichnet hatte. Im Jahre 1855 zeichnete sie sich durch bonapartistischen Eifer aus, zur größten Entrüstung einzelner, zu denen auch mein Onkel gehörte, dem meine Erziehung übertragen war. Dieser Bruder meiner Mutter war Professor der Mathematik an der Universität jener kleinen Stadt, von der ich eben gesprochen habe. Er war nicht verheiratet, und meine Eltern, die auf dem Lande wohnten, hatten mich ihm unter dem Vorwande anvertraut, daß er meine Erziehung leiten solle, in Wahrheit aber mit dem heimlichen Wunsche, daß er mich später zu seinem Erben einsetze. Dieser würdige Herr, der, wie man zu sagen pflegt, keiner Fliege je etwas zuleide getan hätte, war ein leidenschaftlicher Jakobiner, den die Februarrevolution in einen wahren Hoffnungstaumel versetzt und der Staatsstreich vom 2. Dezember — diese heilsame Polizeimaßregel, die wir alle erträumten — wie ein persönliches Unglück getroffen hatte. Ich lächle, wenn ich mich der merkwürdigen Unterhaltungen erinnere, die ich als kleiner Junge diesen lieben Onkel und seine Freunde führen hörte. Seine Freunde waren meistens brave Professoren, wie er, und sie hatten alle, teils weil sie große Familien hatten oder einfach aus Liebe zu ihrem Beruf, der neuen Regierung den Eid leisten und dem Tyrannen Treue schwören müssen. Sie rächten sich für diese unschuldige Förmlichkeit, indem sie den sanften Cäsar, der damals in den Tuilerien träumte, einen Tiberius, einen Nero nannten. Bunt durcheinander priesen sie als Propheten alle die gefährlichen oder grotesken Utopisten des revolutionären Sozialis-

mus: einen Fourier, Saint-Simon, Proudhon, Louis Blanc. Und zwischen zwei friedlichen Korrekturen von Arbeiten am Gymnasium oder zwischen zwei Baccalaureatsprüfungen an der Universität beklagten es diese Männer der Wissenschaft, die doch Beamte und Bürger waren, daß es der Februarregierung an terroristischer Tatkraft gemangelt hatte. Zu jener Zeit ließ mich meine mit De viris genährte Kinderphantasie diese Reden erhaben und die Charaktere großartig finden; ihre rührende Komik belustigt mich noch heute in der Erinnerung, und einer nach dem anderen zieht wieder an meinem Geiste vorüber: der außerordentliche Professor der Geschichte, Herr André, genannt der Barbar, wegen einer Streitschrift über Theodora, an der er arbeitete, — sein Namensvetter Herr André, der Physiker, zur Unterscheidung André phi genannt, — Herr Martin, der Hellenist, mit dem unehrerbietigen Beinamen ‚der Gimpel'. — Doch hauptsächlich steht wieder das alter ego meines alten Onkels vor mir, der Doktor Léon Pacotte, Professor der Geburtshilfe an der medizinischen Fakultät — von ihm habe ich diesen Talisman gegen den Neid, diesen kleinen Hermes den Erretter. Der damals schon sehr bejahrte, fast siebzigjährige Doktor ist mir als eine phantastische Erscheinung in der Erinnerung geblieben; er war lang und dünn und hatte messerscharfe Züge. Seine unendlich lange, von runden Brillengläsern überragte Nase hätte ihn zu einer Karikatur gestempelt, ohne den Blick seiner sehr schwarzen Augen in einem bleichen, fast blutlosen Antlitz. Ein solcher Wille ging von diesem Blick aus, eine solche Klugheit und eine solche Güte, daß der knabenhafte Spott auf meinen

Lippen sofort erstarb, wenn ich seinen Augen begegnete.

Seine farblose Haut, die schmalen, spitzen Schultern, der magere Wuchs und die schmächtigen Glieder wiesen bei diesem Siebziger auf einen schwächlichen Körper hin, den er durch eine wunderbar geregelte Lebensweise erhalten hatte. Er rühmte sich oft des einen wie der anderen. Wie oft habe ich ihn sagen hören: ‚Dupuytren, mein Lehrer, hatte mich für hoffnungslos schwindsüchtig erklärt, als er mich, den Einundzwanzigjährigen, zu seinem Assistenten machte. Ich habe ihn 1835 begraben ... Broussais, der große Broussais hat diese Diagnose bestätigt. Ich habe ihn 1838 begraben. — Das war auch Orfilas Ansicht. Ich habe ihn 1853 begraben ...' Und er lachte still vor sich hin, das spöttische Lachen des alten Praktikers, der über die hohen Autoritäten seiner eigenen Schule triumphiert. Wie vereinte dieser Mann sein zärtliches Herz, seine warme Aufopferungsfähigkeit, seine treue Freundschaft mit dieser merkwürdigen, düsteren Freude am Überleben? Löse dieses Rätsel, wer will. Ich fühle noch nach Jahren den leisen Schauder, der mich überlief, wenn er seine große Hand auf mein geschorenes Schülerhaupt legte. Seine knochigen Finger strömten jenen Arzneiduft aus, den keine Seife jemals gänzlich vertreibt, jenen Krankenhausduft von Jod, würzigem Wein, Säuren und Chloroform, und mit seiner alten Erfahrung begann er meine junge Unbesonnenheit zu belehren.

„Du siehst deinem Großvater ähnlich," sagte er, „ich habe ihn gut gekannt. Mit seiner Konstitution hätte er hundert Jahre alt werden können. Er wollte nie auf mich hören. Ich habe ihm oft gesagt: ‚Der

Magen ist der Waffenplatz des Körpers. Essen Sie zu bestimmten Stunden. Lesen Sie nicht nach dem Essen. Machen Sie sich Bewegung.' Er spottete über mich. Ich habe ihn 1847 begraben. Nimm dir ein Beispiel an mir ... Sieh mich an. Ich habe nur eine Lunge, ich wurde als verloren betrachtet, und ich war verloren. Ich lebe, weil ich leben wollte, und weil ich vernünftig war ... Ich habe meinen Brustumfang gemessen, und seit fünfundfünfzig Jahren, hörst du, seit fünfundfünfzig Jahren nehme ich zu jeder Mahlzeit nur gerade so viel Nahrung zu mir, wie ich brauche, damit meine Muskeln während der Verdauung nicht übermäßig arbeiten ... Und so mache ich alles."

In der Tat machten ihn seine außerordentlich regelmäßigen Gewohnheiten zu einer eigenartig reizvollen Figur. Ich sehe ihn wieder vor mir in dem sonnigen Speisezimmer, in dem mein Onkel und ich ihn manchmal nach dem Frühstück oder Mittagessen mit unserem Besuche überraschten. Auf dem Anrichtetisch standen sieben mit eingeschliffenen Glasstöpseln verschlossene Fläschchen; sie enthielten das genaue Maß alten Bordeauxweines, das jeden Montag darein verschlossen wurde, um als Getränk für die ganze Woche zu genügen. Ich sehe ihn wieder seine unendlich langen Beine kreuzen und unter dem Rande seiner aufgeschlagenen Beinkleider die dicken, faltigen Lederstiefel hervorkommen, die er aus Furcht vor Feuchtigkeit immer trug. Im Winter zog er darüber noch Überschuhe, deren Holzsohlen auf den steinernen Stufen unserer Treppe klapperten, wenn er uns besuchte. Ich höre noch nach Jahren den gleichmäßigen Schritt des alten Arztes, und ich sehe wieder seinen langen,

kastanienbraunen, mit einem Samtkragen versehenen Überzieher, dessen Form und Farbe während meiner ganzen Kindheit nicht wechselte. Auch sein ewiges, weißes Halstuch, das, zweimal um den langen Hals geschlungen, von den beiden abgerundeten Ecken seines Hemdkragens überragt wurde, ist mir wieder erinnerlich; ebenso sein hoher Hut aus glanzlosem Tuch mit dem breiten Rande, und die gestrickten Fausthandschuhe, die er über seine Lederhandschuhe zog. Doch besonders steht wieder vor meinen Augen das Wohnzimmer, in dem sich am Sonntag nachmittag ein ganzer Klub von Freidenkern und Jakobinern zusammenfand, der von meinem Onkel, den dem Kaiserreich feindlichen Professoren, einigen Advokaten, Gutsbesitzern und Rentnern gebildet war; sie alle teilten den Radikalismus des Hausherrn. Wie ist das Geheimnis zu erklären, daß sich der vernünftige Hygieniker, der ganz Beobachtung, ganz Realismus war, in der Politik zu Lehren bekannte, die der Erfahrung am meisten zuwider laufen? Ich habe diese Merkwürdigkeit so häufig an anderen Ärzten festgestellt, daß ich mich nicht mehr darüber wundern sollte, und doch setzt es mich jedesmal wieder in Erstaunen. Diese Anomalie war bei dem Doktor Pacotte besonders befremdend, da er — obwohl ein unversöhnlicher Hasser der Könige und Priester, ein heißer Bewunderer der Rasenden vom Konvent, der mit Abgötterei von Danton, Saint-Just und Robespierre (diesem Triumvirat blutgieriger Räuber) sprach — zugleich ein leidenschaftlicher Verehrer des alten Frankreichs war, ein Liebhaber und unermüdlicher Sammler aller in unserer Provinz verstreuten, kostbaren Überreste aus alten Zeiten. Sein Salon war überfüllt mit Schätzen,

die er der Stadt hinterlassen hat, und die das Museum der armen Provinzialstadt zu einem der reichsten unseres Landes gemacht haben. Bei ihm hat sich mein Schülerauge zum erstenmal an den leuchtenden, warmen Farben der Limousiner Emailarbeiten geweidet. Der Doktor besaß fünfzehn solche Tafeln — alle aus der besten Periode — die Vorgänge aus der Passionsgeschichte darstellten. Es war die Passion vom Hochaltar in Grandmont mit dem schönen lazurblauen Hintergrund, den köstlichen, wassergrünen Gewandungen und den rötlich braunen Haaren und Bärten, die zart rosige Gesichter einrahmten. Wo hatte er diesen Schatz entdeckt? Keiner hat es je erfahren. Wo diese prächtigen Kirchenstühle, die von irgendeinem genialen, burgundischen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts geschnitzt waren? Wo die gemalten Holzfüllungen, die irgendein frommer, hoher Herr zur Zeit Karls VIII. aus Italien mitgebracht haben mochte? Wo diese Wandteppiche, die vielleicht einst das Zelt eines Begleiters Karls des Kühnen geschmückt hatten? Er war über diese Ankäufe verschwiegen, wie ein richtiger Verliebter über seine Abenteuer. Die Nachforschungen auf einem in unserer Nachbarschaft aufgedeckten Lagerplatz Cäsars hatten ihm auch Interesse für römische Sachen eingeflößt, und ein Glasschrank wies eine Menge alter, mit Grünspan überzogener Bronzegegenstände auf, goldene Schmucksachen, morsch und verblichen vom Gebrauch, Ringe mit Steinen, in die Kampfspiele eingraviert waren, Köpfe von Terakottafigürchen, — kurz, ein Durcheinander von Nippsachen, alle merkwürdig, einige davon sogar außerordentlich selten; unter ihnen hat auch eines Tages dieser Hermes gestanden. Sie

sollen erfahren, unter welchen Umständen und auch warum er von dort entfernt worden ist.

2.

Am Nachmittag eines prächtigen Oktobersonntags begegnete ich in diesem traulichen Salon zum erstenmal dem Wesen, das mir die Leidenschaft des Neides in ihrer ganzen ungerechten Raserei einflößen sollte, diese Leidenschaft, die bei einem Kinde anscheinend noch ungeheuerlicher ist. Sie ist erklärlich, fast entschuldbar bei einem Unglücklichen, der sich im Alter für die Demütigungen des Schicksals rächt, indem er das Glück anderer schmäht. Aber ein Kind? ... Und doch! Ich glaube — und das ist meine eigenste Erfahrung —, daß ein Kind ebenso neidisch auf ein anderes Kind sein kann, wie ein erwachsener Mensch auf einen erwachsenen Menschen, mit demselben wilden Groll gegen Vorzüge, die ihm fehlen. Sie sollen selbst urteilen ... Noch jetzt steht vor meinem Auge die herbstliche Stimmung jenes strahlenden Tages, an dem ich zum erstenmal von diesem bösen Gefühl beherrscht wurde. Ich bewahre die Erinnerung an ein blaues und blaßrötliches Bild wegen der zwar schon verwelkten, aber noch unversehrten, leuchtend roten Laubmassen der alten Kastanienbäume auf der Promenade, die sich von dem tiefblauen Himmel abhoben. Mein Onkel hatte mich, wie gewöhnlich, zum Doktor Pacotte mitgenommen. Ich wußte, daß sich dort ein Ereignis abspielen würde, das die Herren als feierlich betrachteten. Es sollte in die Gesellschaft eine Persönlichkeit eingeführt werden, die Ihnen selbst heute nicht ganz unbekannt sein wird, ein Herr Montescot, der ein oder zwei gediegene Aufsatz-

sammlungen über den öffentlichen Unterricht unter dem ancien régime geschrieben hat.

Zu jener Zeit genoß Herr Montescot einen gewissen Ruhm in dem kleinen, akademischen Kreise, in dem ich aufwuchs. Er hatte nach dem Staatsstreich in auffallender Weise seinen Abschied bekommen und den Lehrstuhl für Philosophie, den er, obwohl er sehr jung war, am Ludwigslyzeum in Paris innehatte, wegen einer an seine Schüler verteilten Protestschrift aufgeben müssen. Dieser Angriff hätte ihm das Gefängnis eingetragen, wenn die kaiserliche Regierung wirklich die Gewaltherrschaft gewesen wäre, als die mein Onkel und seine Freunde sie allwöchentlich zwischen den Nippsachen des radikalen Arztes brandmarkten. Statt dessen hatte man sich damit begnügt, ihn zu verabschieden. Montescot war aus unserer Stadt gebürtig; hier lebten ihm einige Verwandte seines Namens, nichts war also natürlicher, als daß er sich hierher zurückzog. Aber für die vom Verfolgungswahn besessenen Stammgäste des Doktor Pacotte war die Entlassung des Philosophen bald zu einem teuflischen Anschlag der Volksunterdrücker geworden.

„Sie haben es ihm verwehrt, sich sein Brot in Paris zu verdienen," sagte pathetisch André, der Barbar. „Ach! Diese Räuber!" Dann fügte er geheimnisvollen Tones hinzu: „Zum Glück ist der Tacitus dieses Kaiserreichs schon geboren."

Dieser Ausspruch, der sich unaufhörlich durch die Reden des Biedermannes zog, bedeutete, daß der Geschichtsprofessor einen Aufsatz über die zwölf Cäsaren vorbereitete, der die grausamsten Anspielungen auf die gegenwärtige Regierung enthielt.

„Sie hatten Angst vor seiner Beredsamkeit," hatte André phi geantwortet, der ein alter Kamerad Montescots von der Ecole normale her war. Sein halbes Märtyrertum gab ihm hohes Ansehen: „Wenn sie ihn hätten reden hören! . . . Auf der Ecole normale waren wir Schüler nicht nachsichtig, besonders nicht gegen die Studierenden der Philosophie. Wir nannten sie mit Vorliebe Schwätzer; aber der da! . . . Ach! Er! . . ." Er suchte nach einem Vergleich und fügte hinzu, da dem Physiker von der ganzen Weltgeschichte nur die Revolution bekannt war: „Der ist ein Vergniaud . . .", und damit glaubte er seinem Freunde eine Krone zuzuerkennen.

„Die Strafe wird sie ereilen," unterbrach ihn mein Onkel, bei dem sich durch republikanische Gesinnungen, überschwenglichen Spiritualismus und beständiges Studium der Astronomie eine erstaunlich phantastische Auffassung entwickelt hatte; er glaubte an eine Wanderung der Seelen durch die Gestirne. Jeder würde, seinen Tugenden gemäß, höhere oder niedere Gestirne bewohnen, und der sanfte Gelehrte bevölkerte gewissenhaft die Ebenen des Jupiter, wo ewiger Frühling herrscht, mit tugendhaften Jakobinern, dagegen mit schändlichen Reaktionären die heißen oder vereisten Regionen der Venus, die keine gemäßigte Zone hat.

„Ja," war er fortgefahren, „sie werden auf diesem oder jenem Stern bestraft werden, und Montescot wird belohnt werden . . . Das Absolute kann nicht unrecht haben . . ."

„Inzwischen," hatte der Doktor Pacotte hinzugefügt, der zwar ein guter Republikaner, aber ein noch größerer Materialist war, „werde ich, da wir

hier weder auf dem Jupiter noch auf dem Saturn sind, und das Absolute nichts dazu beitragen wird, Montescot zu ernähren, gleich morgen für ihn in meiner Praxis nach Stunden suchen . . . Ist Ihr Freund verheiratet?" Und auf die verneinende Antwort von André phi:

„Nun, dann wollen wir ihm das Leben hier sehr leicht machen, dem Präfekten, dem Rektor und der Polizei zum Trotz. Sie bringen ihn doch gleich nach seiner Ankunft zu mir, nicht wahr, André? . . . Wenn die geglaubt haben, ihn durch ihr Strafverfahren erniedrigen zu können, so sollen sie sich getäuscht haben . . ."

Habe ich nötig, nach solchen Reden noch zu erklären, welchen Platz dieser Seneca des Ludwigslyzeums, dieser neue Kato, dieser moderne Thraseas in meinen Kinderphantasien einnahm? Von geheimnisvollen Peinigern verfolgt stellte ich ihn mir vor, und unter diesen Peinigern hielt ich für den Hauptquälgeist den armen Napoleon III. Sein gutmütiges Gesicht, das ich mir auf Geldstücken aufmerksam betrachtete, machte mich zwar an meiner Meinung irre, so klein ich auch war; aber ich hatte vor meinem Onkel und seinen Freunden einen höllischen Respekt, und ich glaubte ihnen mehr als dem Augenschein. Und dann, so sonderbar eine solche Verirrung auch scheint, waren diese Leute im guten Glauben befangen und wähnten sich erdrückt von einer Regierung, die ihnen diese Rede- und Meinungsfreiheit gestattete! Da der gute Glaube von Erwachsenen in der ansteckendsten Weise auf junge Menschen wirkt, so verbrachte ich, als die Ankunft des geächteten Montescot für den folgenden Sonntag angekündigt war, die ganz Woche

in einem wahren Erwartungsfieber. Ich muß glauben, daß dies ein tiefer Zug meiner Natur ist, denn ich habe jenes Fieber ebenso heftig, ebenso ungeduldig fast jedesmal empfunden, wenn ich später jemand kennen lernen sollte, dessen Talent ich bewunderte; und fast jedesmal habe ich dieselbe plötzliche Enttäuschung gefühlt wie damals beim Doktor Pacotte, als jener Mann eintrat, auf dessen Stirn ich deutlich eine Märtyrerkrone gesehen hatte. Herr Montescot war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der fünfundvierzig zu sein schien; er hatte ein nachdenkliches, kränkliches Gesicht, auf dem das Elend einer zerrütteten Gesundheit zu lesen war. Er war klein, fast kahlköpfig und hochschultrig. Wenn er lachte, so sah man in seinen Mund wie in ein schwarzes Loch, da ihm fast alle Zähne im Oberkiefer fehlten. Unüberwindliche Schüchternheit verlieh seinen kleinsten Bewegungen eine Ungeschicklichkeit, die durch sehr starke Kurzsichtigkeit noch vermehrt wurde. Er trug ein Augenglas, das auf einer zu kurzen Nase nie still saß. Ich erfuhr später, daß etwas russisches Blut in seinen Adern floß, und er hatte auch wirklich einen halb asiatischen Gesichtstypus, breit und platt, wie man ihn bei vielen Slaven findet. Aber der Physiker, der ihn einführte, hatte nicht gelogen; denn diese fast bedauernswerte Physiognomie verwandelte sich, wenn er zu sprechen begann. Die Natur, so launenhaft in der Verteilung ihrer Gaben, hatte ihm das Organ eines großen Redners gegeben, eine einschmeichelnde Stimme, die Musik fürs Ohr ist, und eine verführerische Überredungskunst, der niemand widerstand.

Das war der unantastbare Vorzug dieses unvollkommenen Menschen. Das mag auch der Grund

gewesen sein, weshalb er nichts vor sich gebracht hatte. Anstatt zu schreiben, sich durch eifriges Studium für die nur zu sichere Wiedereinsetzung seiner Partei in die Ämter vorzubereiten, hat er vermutlich die langen Jahre seiner Verbannung in die Provinz mit Schwatzen verbracht, mit endlosen Reden, die er bei meinem Onkel, beim Doktor Pacotte hielt, überall da, wo ihm seine Zuhörerschaft ein einstimmiges Echo zurückgab. Und später hat sich die Persönlichkeit Montescots noch einmal in scharfen Umrissen in meinem Geiste abgezeichnet. — Im Augenblick hatte ich nur den unklaren Eindruck einer Enttäuschung, der sofort durch einen anderen stärkeren, den des Staunens und der Neugier, verscheucht wurde. Der Ankömmling führte einen kleinen Knaben an der Hand, der genau in meinem Alter stehen mochte, und von dessen Dasein nie in den um mich herum ausgetauschten Unterhaltungen die Rede gewesen war. „Ich habe mir erlaubt, meinen Pflegesohn mitzubringen," sagte er einfach zum Doktor Pacotte, „um ihn nicht allein zu Hause lassen zu müssen . . ."

„Das haben Sie recht gemacht," antwortete der Doktor, „denn er wird hier einen kleinen Kameraden haben. Wie heißt er?"

„Ich heiße Octave," sagte der kleine Knabe jetzt selbst.

„Nun, lieber Octave," nahm unser Wirt wieder das Wort, den Arm des fremden Kindes in meinen legend, „hier ist ein kleiner Junge, mit dem du Freundschaft schließen wirst . . . Geht in den Garten spielen."

3.

Welche Verwandtschaft verband den abgesetzten Professor mit diesem reizenden Kinde, mit dem ich jetzt in den Garten des Doktors hinunterging? Einzelheiten kommen mir heute in die Erinnerung zurück und veranlassen mich zu dem Glauben, daß sich hinter dieser sogenannten Pflegeschaft eine wirkliche Vaterschaft verbarg. Obwohl Octave ebenso zierlich, ebenso geschmeidig wie Montescot linkisch und ungeschickt war, bestand zwischen beiden doch eine unbestreitbare Ähnlichkeit: die fahlblaue, fast graue Farbe der Augen, die ins rötliche spielende, blonde Farbe der Haare, die etwas platte Gesichtsform und besonders die Stimme, eine Ähnlichkeit, fast eine Gleichheit des Organs. Nun wenn, wie ich glaube, der kleine Octave ein Kind des Philosophen war, so war er ein Kind der Liebe, und wieder einmal hatte die Liebe wie durch ein Wunder die anererbten Züge verschönt. Alle Anmut der Mutter mußte auf das Kind übergegangen sein. Und was für einer Mutter? Wie konnte dieser vorzügliche, aber so wenig verführerische Mensch eine Geliebte gefunden haben, die ihm ein Kind von solcher Schönheit geschenkt hatte? Was war aus ihr geworden, und warum hatte dieser Kantianer sie nicht geheiratet? Es gab hier so viele Rätsel, für die ich nie eine Lösung gefunden habe. Es ist möglich, daß seine Rückkehr in die Provinz, die von meinem Onkel und seinen Freunden auf so freundliche Weise der kaiserlichen Gewaltherrschaft zugeschrieben wurde, mit dem Tode dieser Frau zusammenhing. Ich muß den braven Leuten, deren politischer Fanatismus nur ein Ausfluß der Naivität

war, Gerechtigkeit widerfahren lassen: wenn sie ahnten, daß Herr Montescot ihnen nicht die Wahrheit sagte, als er ihnen seinen Pflegesohn als eine mit ihm entfernt verwandte Waise vorstellte, so erlaubten sie sich selbst untereinander nie darüber zu sprechen. Jawohl, es waren brave Leute, und ich begreife, ein wie starkes und festes Frankreich uns dies alte Bürgertum der Provinz schaffen würde, wenn nicht seit einem Jahrhundert der revolutionäre Wahn die Betätigung so vieler Tugenden auf Irrwege gelenkt hätte!

Doch ich kehre zurück zu jenem Oktobernachmittag im Garten des Doktors; dieser Garten war fast ein Park, halb verwildert und von Mauern rings umschlossen. Haus und Garten hatten früher einem Kapuzinerkloster gehört, das gegen Ende des Jahrhunderts aufgehoben worden war. Der alte Arzt behielt die Besitzung aus demselben Grunde, der ihn bei allem leitete, aus Gesundheitsrücksichten, wegen der sonnigen Lage und der schönen, großen Bäume, deren verwelktes Laub an jenem Sonntag ein feenhaftes Bild von Purpur und Gold bot.

Zu jener Zeit war ich ziemlich behende und recht stolz auf meine Geschicklichkeit. In dem Augenblick, als ich mit Octave auf die Freitreppe kam, hatte ich eine kleine Anwandlung von Großtuerei, und ich sagte zu ihm:

„Willst du sehen, über wie viele Stufen ich springen kann?"

Darauf stieg ich drei oder vier Stufen herunter und übersprang mit einem Satze alle übrigen. Ich wandte mich nach meinem Gefährten um, der oben an der Treppe stehengeblieben war. Ich erwartete,

daß er sein Erstaunen ausdrücken würde, denn ich hatte diesen Sprung nicht ohne ein leises Zittern gewagt und kam mir sehr tapfer vor, weil ich ihn mir zugetraut hatte. Doch Octave drückte seine Bewunderung durch kein Wort, keine Miene aus; aber mit Staunen sah ich ihn mit geschlossenen Füßen, nach vorn gestreckten Armen, in der mustergültigen Stellung, die der Turnlehrer uns einschärfte, einen Anlauf nehmen, die Beine zweimal beugen und beim drittenmal alle Stufen der Treppe überspringen. Er hatte nicht, wie ich, die Entfernung vermindert, indem er drei oder vier Stufen herabgestiegen war. Nach dieser Kraftprobe, und wahrlich für ein Kind seines Alters und seiner Größe war es eine solche, tat sich sein Stolz nur durch einen Blick kund. Ich antwortete durch den üblichen Aufschrei gekränkter Eigenliebe: „Das kann ich gerade so gut!" Ich stieg die Freitreppe wieder hinauf. Ach! Wie lang erschien mir die Stufenreihe! Aber ich begegnete wieder dem Blick meines Gefährten — und herunter sprang ich!... War es Ungeschicklichkeit, die durch Furcht vor dem Mißerfolg hervorgerufen worden war, oder überstieg die große Entfernung tatsächlich meine Sprungkraft? Ich weiß nur, daß meine Füße über den letzten Stufen nicht mehr senkrecht standen. Anstatt gerade unten anzukommen, rollte ich mit blutenden Knien, zerrissenen Hosen, zerquetschter Schulter auf den Kiesweg, kurz, ich tat einen Fall, bei dem ich beide Beine hätte brechen können; aber ich erhob mich, wie Kinder und Betrunkene zu tun pflegen, mit Schmerzen, doch ohne ernste Verletzung. Octave stand schreckensbleich neben mir. Seine Stimme zitterte, als er mich fragte:

„Hast du dir weh getan?"

„Gar nicht," antwortete ich, mich aufrichtend, und, um die Wahrheit dieser heldenhaften Lüge zu beweisen, fing ich an, in den Garten hineinzulaufen, obwohl meine Glieder grausam schmerzten . . . Aber die Demütigung war zu groß. Wahre Haßgefühle wogten in mir gegen meinen jungen Gefährten, obwohl sich seine liebenswürdige Natur dadurch verriet, daß er nach unserer Rückkehr in den Salon über die Art meines Falles Schweigen beobachtete. Ich sagte nur, um meine Schrammen und den Zustand meiner Kleider zu erklären:

„Ich habe einen Fehltritt auf der Treppe getan."

„Wie gefällt dir dein neuer Gefährte?" fragte mich mein Onkel, als alle Besucher gegangen und er, der Doktor Pacotte und ich allein geblieben waren. Das war auch noch ein Sonntagsbrauch, daß die beiden alten Junggesellen, der Mathematiker und der Mediziner, um halbfünf Uhr miteinander speisten; mich setzten sie wie ein kleines, gezähmtes Tier zwischen sich und vergaßen meine Gegenwart fast ganz. Was für Plaudereien habe ich zwischen diesen Männern mitangehört! Sie lebten nur für Ideen, die bewunderungswürdig waren, wenn sie nicht von Politik sprachen! Ich war nicht alt genug, um die Erhabenheit dieser Gedanken zu verstehen; ich fühlte, ich atmete sie ein, und das war der beste, der wirksamste Unterricht. Wenn einer meiner großen Freunde das Wort an mich richtete, so antwortete ich gewöhnlich mit vollem Vertrauen, mit der ganzen, so natürlichen Offenheit eines gut behandelten Kindes. Doch man möchte glauben, daß der böse Keim des Hasses, der durch das jüngste Mißgeschick in meine junge Seele

gefallen war, dort auch schon Wurzel gefaßt hatte, wovon ich mir in unklarer Weise Rechenschaft ablegte; denn zum erstenmal empfand ich eine instinktive Verlegenheit zu sagen, was ich dachte. Ich stammelte ein paar ausweichende Worte, in denen ich Octave tadelte, dabei wurde ich rot und es schien mir, — oder war es nur Täuschung? — daß sich des Doktors Blick, dieser merkwürdig scharfe, nachdenkliche Blick des Diagnostikers mit einer Eindringlichkeit, die mich verlegen machte, auf mich heftete ... Es durchfuhr mich nur wie ein Blitz, und auf die neue Frage meines Onkels:

„Du wirst in der Schule freundlich gegen ihn sein, du versprichst es mir?“ antwortete ich mit plötzlicher, aufrichtiger Lebhaftigkeit: „O! Jawohl!“

Wie verwickelt und widersprechend ist das Gefühlsleben eines Kindes, das man fälschlicherweise für so einfach hält. Ich hatte das beinahe physische Bedürfnis, in Doktor Pacottes Augen nicht mehr diesen Ausdruck zu sehen, für den ich keine Erklärung fand. Es war, wie wenn er deutlich in mir gelesen hätte, was für mich beschämend war, ohne daß ich wußte was. —

4.

Wenn ich mich bei dieser ersten Begegnung mit Octave aufgehalten habe, so geschah es, weil sie ein vollständiges Bild seines und meines Charakters zu jener Zeit unseres Lebens gibt. Das kleine Drama, das sich zwischen uns auf den zehn Stufen der Treppe abgespielt hatte, war gleichsam das Spiegelbild jener kindischen Eifersucht — aber wir zählten zusammen nur vierundzwanzig Jahre —, die alsbald zwischen

uns entstand. Entwickelt sich in Kindern, die sich in einer außerordentlichen Lage fühlen und die Stolz haben, auch eine besondere Willenskraft? Ich habe es oft gedacht, wenn ich die Anstrengungen gewisser armer Schüler sah. Nie jedoch habe ich jemand angespannter, beharrlicher um den ersten Platz kämpfen sehen als Octave! Er war ein Kind von ziemlich gewöhnlichem Verstande und mäßiger Körperkraft. Aber er hatte schon in diesem frühen Alter die Gabe, seinen Willen augenblicklich in die Tat umzusetzen, und er besaß eine kühle Beharrlichkeit, die den Sieg über jeden Wettbewerb bei der Arbeit wie beim Spiel davontragen mußte. Er war zu jener Zeit schon ein fertiges Wesen, während unsere Kameraden und ich selbst erst im Werden waren. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. Wozu übrigens diese Möglichkeit erörtern? Er konnte nicht leben. Jede Reife bedeutet einen Abschluß, und Octave war schon in seinem elften Jahre ein reifer Geist. Wir sahen das bei seinem Eintritt in unsere Klasse, bei den ersten Antworten, die er dem Lehrer gab. Seine Kenntnisse im Griechischen und Latein überschritten sicherlich nicht die unsrigen, aber sie waren in seinem Geiste mit großer Deutlichkeit vorhanden, er verstand sie mit Klarheit auszudrücken, kurz, er besaß eine Sicherheit, die ihn sofort zu einer Ausnahme machte.

So war es auch bei dem ersten Aufsatz. Man gab uns eine Stelle aus dem Livius vom Lateinischen ins Französische zu übersetzen, eine ziemlich schwierige Aufgabe für Schüler der fünften Klasse. Ich hatte im vergangenen Jahre eine Prämie für die lateinischen Übersetzungen bekommen und betrachtete den ersten

Platz als mein wohlerworbenes Recht. Ich erinnere mich, daß ich, als wir aus der Schule gingen, Octave bat, mich seine Arbeit sehen zu lassen, um sie mit meiner zu vergleichen. Er reichte mir sein Diarium, dessen Anblick allein die Frühreife des kleinen Knaben verriet. Die Schrift war fest, klar, vollendet. Nichts war durchgestrichen, und das bewies eine Fähigkeit, mit dem Kopfe zu arbeiten, die von unserem Verfahren sehr abstach; denn wir pflegten häufig auszustreichen und wieder hinzuschreiben. Schon als ich das Heft sah, war ich überzeugt, daß seine Arbeit meine überragen würde. Ich las, was er geschrieben hatte, und wenn er nicht dabei gewesen wäre, hätte ich vor Ärger geweint, denn ich sah meine Vermutung bestätigt. Dieser Ärger fraß mir am Herzen, die ganze Woche hindurch bis zum Sonnabend. Das war der Tag, an dem der Direktor in die Klassen kam, um den Ausfall der Arbeiten zu verkünden. Gewöhnlich erwartete ich mit einer eigentümlichen Angst die Ankunft dieser gefürchteten Obrigkeit. An diesem Sonnabend steigerte sich die Angst zum Schmerz, und als die Liste auseinandergefaltet wurde und die Verlesung begann, hätte ich mich aus dem großen Zimmer flüchten mögen, um Octaves Triumph nicht mit anhören zu müssen; denn er wurde natürlich der Erste, und ich erhielt nur den dritten Platz! Und es war schon damals ein deutliches Zeichen, daß nur Octave, er persönlich, meinen Haß erregte, denn ich empfand nicht den geringsten Groll gegen meinen anderen Mitschüler, der den zweiten Platz bekommen hatte. — Wie war mir zumute, als ich an dem auf diesen unheilvollen Tag folgenden Sonntag meinem glücklichen Nebenbuhler im Salon des Doktor Pacotte begegnete?

Ich hörte noch wie mein Onkel Herrn Montescot zu dem glänzenden Erfolge seines Pflegesohnes beglückwünschte und zu ihm sagte:

„Mein Neffe wird einen schweren Stand haben, wie es scheint."

„Das soll auch sein," antwortete Herr André, der Physiker; „die Gymnasien von Paris sind das, was sie sind, nur durch den Wettbewerb zwischen guten Schülern . . ."

„Sie werden Nisus und Euryalus sein. His amor unus erat, pariterque in bella ruebant . . .," nahm André, der Barbar, das Wort, der ein lateinisches Zitat nicht verschmähte. Ich konnte genug Latein, um diesen Vers zu übersetzen, der sich auf die Freundschaft und Waffenbrüderschaft der beiden jungen, virgilischen Helden bezog. Aber die Gefühle, die mir dieser Schul-Euryalus einflößte, zu dessen Nisus mich der harmlose Professor machte, waren ganz anderer Natur. Ich konnte kaum die einstimmigen Lobeserhebungen, deren Gegenstand er war, ertragen, und wieder begegnete ich dem auf mich gehefteten Blick des Doktor Pacotte. In seinen Augen lag wieder der hellseherische Scharfblick des Arztes, der mir tief ins Herz drang und mich wiederum beschämte. Dann — wie wenn er wirklich die Gabe besessen hätte, in meiner jungen Seele wie in einem offenen Buche zu lesen, sagte er zu mir:

„Du wirst deinem Freunde meine Schmetterlinge zeigen; sicherlich hatte er in Paris nie Gelegenheit, welche kennen zu lernen." Und auf die verneinende Antwort des kleinen Octave fügte er, sich zu mir wendend, hinzu:

„Erkläre sie ihm, du kannst es, denn du bist darin ebenso bewandert wie ich."

Er hatte begriffen, daß mir in diesem Augenblick eine Probe meiner Überlegenheit nottat, damit ich nicht einen wahren Anfall von wütendem Neide bekäme, und er bot mir die Gelegenheit zu dieser Probe.

5.

Leider sollte die Genugtuung, die mir durch die kluge Güte des alten Arztes zuteil geworden war, nur ganz vorübergehend sein; denn mein Unglück wollte es, daß mein Onkel, als echter Mathematiker, mit bewunderungswürdigen Tugenden eine völlige Unkenntnis menschlicher Dinge verband. Wenn ich mich im Geiste in diesen Winter von 1855 zu 1856 zurückversetze, in dem die böse Leidenschaft des Neides in so merkwürdiger Weise verderblich in mir wucherte, so erkenne ich wieder, daß mein Onkel unwissentlich der mächtigste Helfer dabei war. Durch die Beschäftigung mit den abstrakten Wissenschaften machte er bei der Erziehung den gleichen Fehler, wie in der Politik: er klügelte anstatt zu beobachten. Er hat niemals geahnt, daß er für mich zum Peiniger wurde durch das tägliche Lob, das er Octaves Vorzügen spendete, die er meinen Fehlern gegenüberstellte. Er glaubte mich zu bessern und bemerkte nicht, daß er mich in meine Fehler nur tiefer hineintrieb, indem er mir gerade das Kind zum Muster aufstellte, dessen planmäßige, zielbewußte Natur der meinen am meisten widersprach. Ich bin nie unordentlicher, ungleichmäßiger, weniger sorgsam gewesen als zu jener Zeit, in instinktiver Auflehnung gegen die Redensarten, die ich unaufhörlich zu hören bekam: „Sieh Octave

an ... Warum sind deine Hefte nicht wie seine? ... Sieh, wie er seine Kleider sauber hält ..."

Mein Onkel erhöhte die unheilvolle Wirkung dieser ständigen Vergleiche noch, indem er meinem kleinen Gefährten eine Zuneigung entgegenbrachte, die meine Eifersucht vollends aufstachelte. Er hatte sich mit Herrn Montescot eng befreundet. Ein Philosoph und ein Mathematiker sind von Hause aus dazu geneigt, sich gemeinsam in falschen Vorstellungen zu verlieren, und die beiden Phantasten konnten bald nicht mehr ohne einander leben. Beide arbeiteten morgens und gingen nach dem Essen spazieren. Das war auch die Zeit, zu der mich mein Onkel mitnahm, um mir etwas Bewegung zu verschaffen. Diese Spaziergänge und das Zusammensein mit meinem Onkel waren sonst eine Wonne für mich gewesen; jetzt verwandelten sie sich in einen wahrhaft drückenden Frondienst, seit ich sie immer in Herrn Montescots und Octaves Gesellschaft machen mußte. Wir holten sie gewöhnlich ab, weil sie näher als wir zum Botanischen Garten, dem üblichen Ziel unserer Spaziergänge, wohnten. Der entlassene Professor hatte eine kleine Wohnung, die mit den Resten einer schon vorher ärmlich gewesenen Pariser Einrichtung ausgestattet war. Nur wenige Stühle standen in den Zimmern, und auf den früher rot gewesenen Fliesen des Steinfußbodens lagen abgenützte, geflickte Wollteppiche. Aber die Ordnung und Sauberkeit der Wohnung standen in lebhaftem Gegensatz zu der häufig etwas vernachlässigten Kleidung des Metaphysikers. Mein Onkel machte mich auf die Sauberkeit aufmerksam und erklärte mir das Geheimnis. Unser Dienstmädchen, das mit der

Bedienungsfrau von Montescot bekannt war, hatte es ihm gesagt.

„Der kleine Octave," sagte er zu mir, „ist wirklich ein merkwürdig braves Kind ... Hast du gesehen, wie die Wohnung seines Vormunds gehalten ist? Denke dir! Jeden Morgen, wenn die Magd kommt, hilft er selbst alles in Ordnung bringen, ehe er zur Schule geht. Er macht es möglich, all seine schriftlichen und mündlichen Arbeiten vorher zu vollenden ... Beschämt dich das nicht ein wenig, dich, der du nie aufstehen willst und es nicht fertig bringst, deinen Arbeitstisch in Ordnung zu halten? ..."

So kamen wir in die kleine Wohnung, die ich verabscheute. Schon die Ordnung war ein stummer Vorwurf für meine Unordnung. Und die freundliche Gebärde, mit der mein Onkel die feinen, weichen Locken „seines kleinen Freundes", wie er noch sagte, liebkoste, war mir um so unerträglicher, als sie in lebhaftem Widerspruch zu der völligen Kälte stand, die mir Herr Montescot bewies. Der Philosoph hatte all seine Zärtlichkeit auf seinen Pflegesohn konzentriert, und so war es nur zu natürlich, daß ich für ihn gar nicht existierte. Nun begann eine Unterhaltung zwischen den beiden Männern, in die der vermeintliche Vormund ein Lob über Octave einflocht; mein Onkel verfehlte nie, in dieses Lob einzustimmen, und Octaves hübsches Gesicht erglänzte in kindlicher Freude. Ich aber neidete ihm das Lob wie die Wohnung. Und doch, wie atmete alles Armut! Herr Montescot hatte, trotz Doktor Pacottes Bemühungen, nur wenige Stunden gefunden. Er lebte von sechs- oder siebenhundert Franken Rente und von schlecht bezahlten Arbeiten für große buchhändlerische Unternehmungen,

die es damals im Überfluß gab. Davon mußten zwei Menschen essen, sich kleiden, und das Schulgeld sollte noch erübrigt werden. Der einzige Luxus in der Wohnung war ein Bücherschrank mit Glasscheiben, in dem man einige wertvolle Bücher sah, und fünf oder sechs Kunstgegenstände, Andenken aus Italien, wohin der Herr des Hauses einst in seiner akademischen Glanzzeit entsandt worden war. Da waren zwei Marmorköpfe, eine Juno und ein Bacchus, eine sehr schöne etruskische Vase mit schwarzen Figuren auf rotem Grunde, die die Sphinx zwischen zwei Thebanern zeigte, und diese Bronze, dieser Hermes Psychagogos, zu dem ich allerdings auf weiten Umwegen gelange. Aber das ganze kleine Drama, mit dem er verknüpft ist, würde Ihnen ohne diese vielen Einzelheiten unverständlich bleiben. Diese wenigen, alten Kunstwerke waren der einzige Schmuck der Häuslichkeit und die größte Freude ihres Besitzers. Herr Montescot war sehr stolz darauf und sagte manchmal im Laufe der endlosen Auseinandersetzungen über das Prinzip des Schönen: „Wenn Sie meine Sphinx betrachtet haben ... Man kann das an meiner Juno feststellen ... Sie finden den Beweis dafür in meinem Bacchus ... So ist es auch bei meinem Hermes ...“ Und er lächelte mit fast ebenso freudigem Stolze, wie am Sonntag, wenn er zum Doktor Pacotte kam und man zu ihm sagte:

„Nun? Octave ist noch immer der Erste? ... Wievielmal schon hintereinander? ...“

Und der strahlende Vormund antwortete mit einer Zahl, die sich jede Woche vergrößerte. So kamen die Osterferien heran und mit ihnen die Verkündigung der Prämien, die man Vorzugsprämien nennt. Ich

hatte vier Jahre lang, seit ich das Gymnasium besuchte, immer die erste bekommen. In diesem Jahre konnte ich nur auf die zweite rechnen; und wie weit mußte sie nach den ständigen Erfolgen, die Octave bei allen Arbeiten errungen hatte, hinter der seinigen zurückstehen. Nur ein einzigesmal hatte er den ersten Platz nicht erhalten. Obwohl dieses Ergebnis, da es nur in einer Zusammenzählung von Nummern bestand, mathematisch gewiß war, und ich es folglich ebenso bestimmt erwartete wie mein Onkel eine von der Sternwarte angekündigte Mondfinsternis, konnte ich mich weder an diesen Gedanken gewöhnen, noch meine beständige Niederlage ohne weiteres hinnehmen. Dieses böse Gefühl des Trotzes war so heftig in mir, daß ich eine Krankheit heuchelte, um an dem Sonnabend vor Ostern, an dem der Direktor das Verzeichnis der Vorzugsschüler verlesen sollte, nicht zur Schule gehen zu müssen. Ich fühlte, daß ich nicht die Kraft haben würde, mich zu beherrschen. Ich verbrachte den ganzen Vormittag im Bett, klagte über Kopfschmerzen, die wie durch ein Wunder verflogen, als mein Onkel davon sprach, den Doktor Pacotte holen zu lassen. Ich fürchtete den Scharfblick des Greises, der mir jetzt, seit meine böse Leidenschaft in mir wuchs, fast immer ein strenges Gesicht zeigte ... Der Vorgang, den ich jetzt erzählen will, ist mir gegenwärtig, wie wenn er sich gestern erst ereignet hätte; denn er veranlaßte die böse Handlung, von der ich sprach und die in der harmlosen Gefühlswelt des Kindes einer wirklichen Schändlichkeit gleichkam. So höre ich mich denn im Geiste wieder sagen, als mein Onkel den Namen des Doktors ausgesprochen hatte, daß es nicht

der Mühe wert sei, und daß ich mich schon besser befände. Der wenig argwöhnische Professor hatte nicht Zeit, sich über meine plötzliche Wiederherstellung zu wundern, denn in dem Augenblick, als ich mich im Bett aufsetzte, um aufzustehen, ertönte ein rasches, lustiges Klingeln.

„Wer mag das sein?“ sagt mein Onkel, „es ist halb elf. Gewiß will Octave sehen, wie es dir geht. Er hat so viel Herz und liebt dich sehr ... Ja, er ist's, er bringt dir deine Prämie ... Liebenswürdiger kann man wirklich nicht sein ...“ Octave trat tatsächlich mit einem Buche in der Hand ins Zimmer; es war das dünne Bändchen, das meinen zweiten Preis darstellte, und mit dem er sich beladen hatte! Er war vorher nur rasch nach Hause gegangen, um Herrn Montescot seinen Erfolg mitzuteilen; unter dem Arm trug er zwei dicke Bände mit Goldschnitt — seinen ersten Preis, von dem er sich in verzeihlicher Eitelkeit nicht hatte trennen wollen. Aber nicht die Prämie war es, die meinen Neid zum Wahnsinn steigerte, sondern eine goldene Kette, die ich nie an ihm gesehen hatte, und die er jetzt von seiner Weste losnestelte, sowie eine daran hängende goldene Uhr, die mir gleichfalls unbekannt war, ein kostbares Kleinod mit seinem Namenszug. Er gab es mir in die Hand und sagte:

„Sieh das Geschenk, das mir mein Pate für meine Prämie gegeben hat.“

Ich hielt den kostbaren Gegenstand in der Hand. Um Ihnen die Gefühle, die damals in mir wogten, verständlich zu machen, muß ich Ihnen sagen, daß ich als Uhr nur eine sehr alte, silberne Zwiebel besaß. Eine Uhr wie diese, deren helles Metall einen

Augenblick in meinen Fingern blitzte, zu besitzen, war einer meiner leidenschaftlichsten Wünsche, einer jener heimlichen Träume, die, wie Sie wissen, einer elfjährigen Phantasie im voraus unendliche Seligkeiten versprechen. Mein Onkel, dem ich manchmal diesen Wunsch anvertraute, hatte mir immer geantwortet: „Am Tage deines Abiturientenexamens wirst du eine goldene Uhr bekommen. Ich selbst erhielt erst eine, als ich auf die Ecole normale kam. Es ist ein großer Luxus, und der muß verdient sein."

Der bescheidene Schulmann war in seinen Gewohnheiten von zu großer Sittenstrenge, wie man das damals häufig bei unseren Provinzialen fand. Wenn er das Wort Luxus aussprach, so war seine Entscheidung unwiderruflich, das wußte ich. Und ein solches Kleinod, das mir für mein achtzehntes Jahr zur Belohnung für ein Examen, dem ich wie einer schweren Schicksalsprüfung entgegensah, versprochen worden war, besaß mein glücklicher Nebenbuhler schon heute! Es war mir unmöglich, ihm für das Buch zu danken oder zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Ich gab ihm die Uhr mit so heftig erregtem Gesicht zurück, daß der freundliche Knabe seine eigene Freude darüber vergaß. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, die Uhr wieder einzustecken, er legte sie nur auf den Nachttisch, drückte mir schnell die Hand und fragte:

„Hast du Schmerzen, was ist dir?"

Dabei war der Ton seiner Stimme so zärtlich, daß sich mein erbärmlicher, schmählicher Groll in Liebe hätte auflösen müssen. Aber ach! Ich habe es häufig auch bei anderen festgestellt, der Edelmut eines Feindes schürt fast immer noch den Haß. Und so war es auch bei mir in diesem kindischen und

gleichzeitig tragischen Zustande. Die unverkennbare Zuneigung Octaves war mir unerträglich, und mich in mein Kissen vergrabend, sagte ich: „Ich glaubte, wieder wohl zu sein, aber nein ..., ich fühle mich noch immer etwas matt ..."

„Willst du zu schlafen versuchen?" fragte mich mein Onkel, und auf mein bejahendes Nicken verabschiedeten sich der Gute und Octave, nachdem sie noch die Läden geschlossen und die Vorhänge heruntergelassen hatten, damit mir die Finsternis stärkenden Schlaf bringe.

So lag ich denn allein in der künstlichen Nacht, in die sich nur ein Sonnenstrahl zwischen den Vorhängen hereinstahl. Und mir war weh zumute, ach, so weh! Der giftige Biß des Neides zerfraß mir die Seele, und jeder Fall, in dem mich mein Nebenbuhler unwissentlich gedemütigt hatte, fiel mir wieder ein. In ohnmächtigem Zorne sah ich ihn im Geiste wieder am Ehrenpult sitzen, wo die Ersten ihren Platz hatten, und von wo er nie mehr wich; ich sah ihn auf dem Spielplatz mit einer Geschwindigkeit laufen, die die meine stets überbot. Ich sah ihn den Kreisel mit einer Geschicklichkeit abschnellen, die ich nie erreichte, und sah ihn meinen Onkel mit einer Anmut grüßen, die stark von meiner Ungeschicklichkeit abstach. Und zum Schlusse sah ich ihn aus seiner Tasche die goldene Uhr ziehen, die meine Eifersucht zur Raserei aufstachelte ... Und da — in dem Schweigen des geschlossenen Zimmers ein Geräusch, zuerst fast unhörbar, das mich veranlaßt, den Kopf zu heben. Ich horchte. Es kam von dem Marmor des Nachttisches, wo gewöhnlich meine silberne Zwiebel lag; ich erkannte ihr etwas grobes Ticken, in das sich

ein volleres, helleres und schärferes mischte. Es klang, als ob zwei metallene Insekten unsichtbar an meinem Ohr vorüberliefen, jedes in seinem Schritt ... Ich zündete ein Streichhölzchen an und sah hin: Octaves goldene Uhr lag da. In seiner Aufregung über mein Unwohlsein hatte das weichherzige Kind sie dort liegen lassen, obwohl er für gewöhnlich so ordnungsliebend war.

Ja, die Uhr lag da. Unwillkürlich nahm ich sie in die Hand. Als wäre sie ein lebendes Wesen, hörte ich sie zwischen meinen Fingern pochen. Eine Wut bemächtigt sich meiner, wie wenn sie wirklich lebte und in ihr alle Vorzüge ihres Besitzers angesammelt wären. Instinktiv, roh, mit der merkwürdigsten Wollust des Hasses, werfe ich die Uhr mit aller Kraft gegen den Marmor des Nachttisches und horche: Vom Parkett her, wohin sie gefallen, dasselbe Ticken, diesmal spöttisch wie eine Herausforderung. Der Stoß hatte die Feder nicht zerbrochen. Ich stehe auf. Ich öffne die Vorhänge, um deutlich zu sehen. Ich hebe das arme Kleinod auf, das Glas ist zerschellt. Nun lege ich es auf den Stein im Kamin, nehme die Feuerschaufel und beginne den zerbrechlichen Gegenstand mit wahnsinnigen Schlägen zu bearbeiten. Ich sehe den Zeiger in die Luft fliegen, das Email des Zifferblattes springen, das Gehäuse sich biegen und schließlich brechen. So hauste ich, bis nur noch ein formloser Überrest am Ende der Kette hing. Dann eilig, fiebernd, wie ein Bösewicht, den die Furcht, überrascht zu werden, anspornt, wickle ich diesen Überrest und die Kette in ein Papier ... Ich horche wieder ... Ich zitterte, den Schritt meines Onkels oder des Dienstmädchens zu hören. Doch nichts ...

Ich schlüpfte eilig in die Kleider ... Mein Fenster ging auf eine kleine Terrasse, an deren äußerstem Ende sich die Mündung eines großen Zinkrohres befand; dieses diente dazu, das Regenwasser zu sammeln und es in eine Zisterne zu leiten, die nach dem Brauch dieser flußlosen Gegend unter den Grundmauern des Hauses angelegt war ... Ich schleiche bis zu dem Rohr, werfe das kleine Paket, das mein Verräter hätte werden können, hinein. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, höre ich das Klatschen, das mir den Fall der zerbrochenen Uhr und Kette anzeigt. Ich gehe eiligst ins Zimmer zurück; ich habe noch die Geistesgegenwart, die Glasscherben, die zerstreut um den Nachttisch lagen, zu sammeln. Ich werfe sie einfach auf die Terrasse, schließe das Fenster, die Läden, die Vorhänge und schleiche ins Bett ... Ich war gerettet.

6.

Es liegt sicherlich im Bösen eine Kraft, die unser ganzes inneres Sein aufrecht erhält und uns Willenskräfte verleiht, die wir nicht in uns vermuteten. Jede schlechte Handlung macht uns zu einer noch schlechteren fähig. Fast alle Verbrechen erklären sich durch dieses unheilvolle Gesetz des Fortschritts auf der Bahn der Sünde. Die Christen sehen darin das Werk des bösen Geistes, und die Materialisten unserer Zeit würden es gern mit der Beschleunigung beim Fall der Körper vergleichen. Was mich betrifft, so kenne ich die Grundursache nicht; aber ich war diesem Gesetz immer unterworfen, wenn ich in meiner Mannesmoral fehlte, und zum erstenmal in ergreifender Weise, als ich in meiner Kindermoral fehlte. Ich war von Natur

ein wahrheitsliebender kleiner Knabe; meine kleinste Lüge verriet sich sofort an der Ungelenkigkeit, mit der ich sie vorbrachte. Und doch glaube ich, daß nie ein großer Schauspieler die Komödie der Unschuld und des Staunens besser spielte, als ich sie zwanzig Minuten nach dieser Ihnen soeben erzählten barbarischen Handlungsweise spielte, zu der mich der Neid getrieben hatte. Beherrscht von der Sorge um meine Gesundheit, vergaß Octave die Uhr wieder einzustecken, und dadurch vergaß er auch nachzusehen, ob er sie bei sich hätte, als er sich von meinem Onkel verabschiedete. Der Zufall wollte es, daß er an der Tür Herrn André den Barbaren traf und ihn ein paar Schritte begleitete. Als sich der Historiker von dem Kinde trennte, machte er es darauf aufmerksam, daß es zu spät nach Hause kommen würde. Octave wollte nach der Uhr sehen, und da erst bemerkte er, daß seine Tasche leer war. Diese Entdeckung erschreckte ihn furchtbar. Fiebernd, und bei jedem Schritte die Steine des Bürgersteigs prüfend, ging er den Weg zurück, den er mit Herrn André gegangen war. Als er vor unserer Tür ankam, erinnerte er sich, daß er seine Uhr herausgezogen hatte, um sie mir zum Ansehen zu geben. Immer vier Stufen auf einmal nehmend, sprang er die Treppe herauf, in der Hoffnung, ja in der sicheren Erwartung, den kostbaren Gegenstand sofort wieder zu finden. Mein Onkel trat mit Octave in mein Zimmer, ich gab mir den Anschein, als ob ich eben erwachte; man öffnete das Fenster, der Marmor des Nachttisches wurde sichtbar und auf ihm nur meine silberne Zwiebel. Als ich da Octaves reizendes Gesicht sich verzerren sah, stiegen Gewissensbisse in mir auf. Aber ich sprach soeben

von der Kraft des Bösen. Werden Sie es glauben, daß ich die Heuchelei besaß, in und unter meinem Bett nachzusuchen, das Kopfkissen zu schütteln und schließlich zu sagen: „Ich glaube doch, daß du deine Uhr wieder in die Westentasche gesteckt hast. Vielleicht hattest du die Kette schlecht befestigt? Jedenfalls ist sie nicht hier . . .“

„Ja, so wird es sein,“ antwortete Octave, „ich werde die Kette schlecht befestigt haben.“ Dann setzte er hinzu, in einem Tone, der mir beinahe das Geständnis meiner unwürdigen Handlung entrissen hätte:

„Und was soll ich meinem Vormund sagen? Er war so glücklich, als er mir heute morgen das Geschenk gab! . . . Nein, niemals kann ich wieder vor ihn treten . . . Zwei Stunden nur besaß ich die Uhr, und schon habe ich sie verloren . . . Ach! Lieber Gott, lieber Gott! . . .“

Er begann zu weinen, und jede der dicken Tränen, die ihm übers Gesicht rollte, fiel mir brennend auf die Seele. Ich habe zur Genüge meine bösen Empfindungen bekannt, um das Recht zu haben, Ihnen jetzt zu versichern, daß ich angesichts dieses Schmerzes nicht jene scheußliche Genugtuung empfand, den Triumph des Neides, der sein Opfer leiden sieht. Indem ich meinen Zorn stillte, hatte ich ihn auch erschöpft, und ich stand jetzt tief erschrocken vor meinem Werk! Und doch war die falsche Scham stärker als meine Reue, und als Octave, von meinem Onkel begleitet, mich verließ, hatte ich nichts gestanden.

„Wir müssen schnell auf die Polizei gehen,“ hatte der brave Mann gesagt, „um es anzuzeigen. Nachher werde ich dich nach Hause bringen, und ich verspreche

dir, daß du nicht gescholten werden wirst ... Du bist am härtesten bestraft für deine Zerstreutheit ... Aber es ist unglaublich ... Die Straße ist gepflastert, und wenn die Uhr gefallen wäre, hättest du sie fallen hören müssen ... Schließlich weißt du wenigstens, wo du sie verloren hast, da du sie bei uns noch hattest ... Es war zwischen unserem und Herrn Montescots Hause ... Falls man sie dir nicht gestohlen hat? ... Aber wer sollte sie gestohlen haben? ..."

„Man hat sie ihm sicherlich gestohlen," sagte der Doktor Pacotte am nächsten Tage, als man bei ihm die für Herrn Montescots Freundeskreis zum Ereignis gewordene Angelegenheit besprach. Es war bei der Sonntagszusammenkunft, bei der aber der Philosoph und sein Mündel fehlten; denn sie hatten ihren Plan, für die Osterwoche zu Verwandten ins Gebirge zu reisen, nicht aufgegeben. Meinen Onkel hatten sie gebeten, sie von dem Verlauf der polizeilichen Nachforschungen in Kenntnis zu setzen. Ihre Abwesenheit hatte mich von einer qualvollen Angst befreit; denn meinem Kameraden in Doktor Pacottes Gegenwart zu begegnen, wäre mir zu schrecklich gewesen. Ich wußte, wie scharfsichtig der Doktor war, sein Blick machte mich immer verlegen: selbst unschuldig zitterte ich vor ihm, wie würde mir mit dieser Schuld auf dem Herzen zumute sein? Während er die Worte wiederholte: „Man hat sie ihm gestohlen," war ich zwar scheinbar mit abgewandtem Kopf in ein Buch mit Abbildungen versenkt, aber ich war überzeugt, daß seine durchdringenden Augen auf mir ruhten. Ich hörte ihn fortfahren: „Doppelt scheußlich ist es, diese armen Leute zu bestehlen. Um Octave diese goldene Uhr schenken zu können,

hat sich Montescot jedenfalls große Entbehrungen auferlegen müssen! Und Sie wissen alle, daß er nicht an Überfluß leidet!... Für diesen Dieb gibt es nur die eine Entschuldigung, daß er davon nichts wußte. Sonst wäre er ein Ungeheuer." Nein, es war unmöglich, daß der alte Arzt an mich dachte, als er diese Worte sprach. Und doch! Warum trafen sie in meinem Gewissen gerade die wundeste Stelle und verdoppelten die Selbstvorwürfe, die auf meiner Seele schwerer und schwerer lasteten? Warum drückte seine Miene, wenn ich seinen Augen begegnete, eine noch strengere Unzufriedenheit als gewöhnlich aus? Hatte es für den feinen Beobachter genügt, mich heute nur in den Salon treten zu sehen, um zu erraten, daß ich die Last eines Geheimnisses auf meinem Herzen trug? Hatte er mich heimlich beobachtet, als mein Onkel von dem Verschwinden der Uhr sprach, und gesehen, daß ich, je weiter die Erzählung vorrückte, immer fieberhafter die Seiten des Albums umblätterte? Oder hatte die Bemerkung meines Onkels, daß Octave die Uhr aus der Tasche gezogen, um sie mir zum Ansehen zu geben, ihn sofort auf die richtige Fährte gebracht? Sicher ist, daß ich schon an dem Ton seiner Stimme merkte, er halte mich für den Schuldigen. Ich höre ihn noch eindringlicher als vorher sagen:

„Übrigens ist dieser Spitzbube nicht nur ein Ungeheuer, er ist auch ein Dummkopf, wie alle Spitzbuben. Er weiß sicherlich nicht, daß in dem Gehäuse jeder Uhr eine Nummer steht und er gefaßt werden wird, sobald er die Uhr verkaufen will."

Also der beste Freund meines Onkels hielt mich für einen Dieb! Wer kann die seltsamen Windungen

menschlichen Stolzes erklären, die immer dieselben bleiben, selbst bei einem Knaben von elf Jahren. Gewiß war ich sehr strafbar, aus Neid die kostbare Uhr zerstört zu haben, für die der Professor vielleicht die armseligen Ersparnisse eines ganzen Jahres hatte hergeben müssen. Aber ich war nicht schuldig, die Uhr gestohlen zu haben, um sie zu verkaufen; und daß mich der Doktor dieser Gemeinheit für fähig hielt, veranlaßte mich, den Kopf zu heben und ihn empört anzublicken. Ein Schrei des Widerspruchs drängte sich auf meine Lippen, aber ich hielt ihn zurück. Alle Stammgäste waren im Zimmer versammelt, wie wäre es mir möglich gewesen, in ihrer Gegenwart zu sprechen? Und nein! Ich mußte mich auch getäuscht haben, denn der Doktor war schon zu einem anderen Thema übergegangen und machte weder im Laufe des Nachmittags noch beim Abendbrot, bei dem ich neben ihm saß, irgendeine Bemerkung über das Verschwinden der Uhr. Er war im Gegenteil sehr liebevoll gegen mich, wie wenn er mich wirklich verleumdet hätte und mir jetzt eine Genugtuung schuldete. Und auch dafür habe ich keine Erklärung: Seine Strenge war mir seit Monaten sehr peinlich gewesen, sein Verdacht, den ich aus seinen Worten erriet, empörte mich, aber seine Freundlichkeit jetzt war mir unerträglich! Ich fühlte, daß ich sie nicht verdiente. Als ich fortging, erstickte ich buchstäblich vor Scham ...

Wie lange hätte dieser Zustand noch gedauert, das Schwanken zwischen dem Wunsche zu schweigen oder zu gestehen? Hätte ich meinem Onkel schließlich meine Schuld enthüllt? Oder hätte ich die Last bis zu meiner nächsten Beichte getragen, zu der ich — ich weiß nicht nach wie langer Zeit — gegangen wäre?

Mein braver Onkel war ein Freidenker, und ich erfüllte nur das geringste Maß religiöser Pflichten. Hätte ich nicht vielleicht auch bei dieser Beichte gelogen, nachdem sich mein Herz durch das Schweigen und vielleicht auch durch einen neuen Ausbruch jener bösen Leidenschaft verhärtet hatte? Glücklicherweise hatte ich in dieser Zeit unreifen Empfindens einen jener großen Herzenskenner in meiner Nähe, die ihrer Umgebung, weniger aus Barmherzigkeit als aus Liebe zur Gesundheit, Gutes zu tun suchen. Dieser Gesundheitsfanatiker hatte für seine Kranken ungefähr das Gefühl, das der klassische Dichter der Göttin der Weisheit zuschreibt: „Ich liebe die Menschen wie der Gärtner seine Pflanzen." Er behandelte mich wie ein Bäumchen seines Gartens und brachte mir den Messerschnitt gerade an der richtigen Stelle bei, damit die sittliche Natur in mir, die einen Augenblick vom rechten Wege abgewichen war, wieder in die gerade Richtung gebracht wurde und genas. Aber wozu diese schöne und kluge Wohltat erläutern? Ich ziehe es vor, sie Ihnen ganz einfach vor Augen zu führen.

... Es war am Mittwoch nach dem Frühstück, also mehr als viermal vierundzwanzig Stunden nach meiner bösen Tat, und wie in jedem Augenblick, seit ich sie begangen hatte, dachte ich an sie mit den wahnsinnigen Vorstellungen, die jeden Schuldbewußten quälen: Wenn man beim Fegen der Terrasse einige Glasstückchen aufhob, die mir entgangen waren, und sie als zur Uhr gehörig erkannte? ... Wenn man vielleicht die Zisterne reinigte und die Uhr selbst entdeckte? Wenn man? ... Wie hätte ich mir unter so vielen Möglichkeiten gerade diejenige vorstellen können, die sich

verwirklichen und die Spur meiner abscheulichen Bosheit auslöschen sollte? Es regnete etwas, mein Onkel und ich waren zu Haus. Er arbeitete stehend an einer schwarzen Tafel, auf die er viele X und Y schrieb, ich las oder versuchte wenigstens zu lesen. Ein Klingeln meldet einen Besuch an. Da das Dienstmädchen ausgegangen war, schickt mich mein Onkel zur Tür. Mit klopfendem Herzen öffne ich. Hinzufügen muß ich noch, daß es auch zu meinen Befürchtungen gehörte, der Doktor Pacotte sei auf die Polizei gegangen, um dort seinen Verdacht auszusprechen ... Richtig, er ist es; aber allein, mit einem Lächeln, in dessen Güte sich ein wenig Verschmitztheit mischte. Sorgsam, peinlich, wie es seine Gewohnheit ist, entledigt er sich seiner Überschuhe, des Halstuches, der Fausthandschuhe ... Er putzt seine vom Regen angelaufenen Brillengläser und sagt: „Das ist ein böses Wetter für den Rheumatismus ... André phi hat mich heute früh holen lassen. Er hat Schmerzen im Bein. Ich habe ihm gesagt: ‚Sie haben keine Krankheit; Sie haben einen Keller ... Keinen Wein, keinen Alkohol, keine Schmerzen ... Aber das ist wie bei dem armen Darian, dem Direktor ... Ein Koloß ... Mit einem Faustschlag hätte er mich getötet. Wir sind am gleichen Tage geboren ... Ich habe ihn 1845 begraben ... Ohne seine guten Weine hätte er nicht die Gicht bekommen, und ohne die Gicht, ... lebte er heute noch ... Ha! Ha!'" Dann lächelte er still vor sich hin und ließ sich auf die Einladung meines Onkels am Kamin nieder. Aus der Tasche seines kastanienbraunen Überziehers zieht er mit seinen langen Fingern einen in Papier gewickelten Gegenstand, beginnt ihn auszupacken und sagt: „Jetzt

ratet, was das ist? ... Es ist der Hermes Psychagogos unseres Freundes Montescot. Und nun ratet weiter, wo ich ihn gefunden habe? ... Ihr habt euch alle gefragt, mit was für Geld Montescot für Octave die goldene Uhr gekauft hat, die ihm gestohlen worden ist. Ich habe mich das nicht allein gefragt, ich habe auch nachgeforscht ... Ich bin zu zwei oder drei Uhrmachern gegangen ... Du siehst krank aus? ..." fragte er mich, sich unterbrechend. Und es ist wahr daß mir seit Beginn dieser Unterhaltung zumute war' als ob mein Herz stillstände. Dann, nachdem ich eine, verneinende Antwort gegeben, fuhr der Doktor fort: „Schließlich bin ich zum Vater Courault, dem Uhrmacher und Goldschmied in der Notarstraße geraten ... Der hat meine Frage gar nicht abgewartet ... ‚Ach, Herr Doktor,' hat er zu mir gesagt, als er mich sah, ‚ich habe etwas für Sie, eine alte Bronze, so etwas Schönes! ... Ein Meisterwerk!' ... Und er zieht aus der Schublade dieses hier." Der alte Sammler hält mir und meinem Onkel die kleine Bronze hin, diesen Hermes, den ich sofort wiedererkannte.

„Ich habe den Vater Courault zum Geständnis gebracht," fuhr er fort, „und am Schluß begriff ich, wieso Montescot seinem Pflegesohne dieses wertvolle Kleinod hatte kaufen können. Sie wissen, wie er an den Kunstsachen in seinem Glasschrank hängt: an seiner Juno, seinem Apoll, an seiner griechischen Vase, an diesem Hermes? Sie wissen auch, wie er Octave liebt, und wie sehr es der Junge verdient, wie musterhaft er sich aufführt, seit er hier ist. Man möchte glauben, er verstehe, daß er seinem Beschützer alles vergelten muß, was dieser Märtyrer seiner Überzeugung geopfert hat. Montescot hat soviel

Eifer, soviel Fleiß, soviel Vortrefflichkeit belohnen wollen. Gewiß hat das Kind, das sonst nie etwas verlangt, eines Tages im Vorbeigehen an Courault's Laden das Schaufenster angesehen und harmlos gesagt: ‚Ach, wie gern möchte ich eine solche Uhr haben!' Und der brave Montescot, anstatt zu mir zu kommen, der ihm seinen Hermes nach dem Wert bezahlt hätte, ist einfach hingegangen und hat ihn gegen die Uhr umgetauscht, um Octave eine Freude zu bereiten. Und nun hat der Dieb mit der Uhr auch die Freude dieses armen Kindes, das Glück dieses unglücklichen Mannes gestohlen ... Aber was hast du? ..."

„Ja," wiederholte mein Onkel, sich zu mir wendend, „was hast du denn?"

Krampfhaftes Schluchzen schüttelte mich in der Tat, und dazwischen rief ich:

„Nein, Herr Doktor, ich habe sie nicht gestohlen ... Ich habe sie nicht gestohlen!"

„Du hast sie nicht gestohlen," sagte der Arzt, meinem Onkel ein Zeichen machend, mich nicht zu unterbrechen, „was hast du also sonst getan? Komm, sag uns die ganze Wahrheit."

„In seinem Alter eine solche Verderbtheit! Ist es möglich? ... Ist es möglich? ..." stöhnte mein Onkel, während ich unter Schluchzen meine ganze Tollheit bekannte — wenigstens alles, was ich wußte — meine Eifersucht auf Octave, meine Unfähigkeit, die Verkündigung seines Vorzugspreises mit anzuhören, meine Wut, als ich das goldene Kleinod sah, und alles übrige ...

„Schelten Sie ihn nicht," sagte sanft der Arzt, als ich geendet, meine Schmach, meine Gewissensbisse bekannt hatte ... „Er ist genug bestraft. Und er hat

den Mut gehabt, zu gestehen. Das ist gut, das ist sehr gut! ... Übrigens, alles ist wieder ausgeglichen. Ja," fügte er hinzu, aus seiner Tasche ein Paket ziehend, „ich habe die Uhr wiedergefunden, und sie wird morgen in den Händen ihres rechtmäßigen Besitzers sein. Octave soll nie erfahren, wer sie ihm genommen und wer sie ihm zurückgegeben hat." Dabei zeigte er uns eine Uhr und Kette, die genau so aussahen wie die Octaves; er hatte sie soeben bei dem Uhrmacher erstanden.

„Der alte Courault wird uns nicht verraten ... Sprechen wir also nicht mehr davon .. Aber von dir fordere ich ein Versprechen," sagte er zu mir, wobei er mit seltsamer Feierlichkeit seine große Hand auf meinen Kopf legte.

„Du sollst diese kleine Bronze behalten und mir schwören, dich niemals von ihr zu trennen ... Verstecke sie, damit Octave sie niemals sieht, aber jedesmal in deinem Leben, wenn du in Versuchung gerätst, das Glück und den Erfolg deiner Nebenmenschen zu beneiden, so sieh sie dir an. Ich habe keine Angst, daß du in deinen Fehler zurückverfällst ..."

Und der Doktor Pacotte reichte mir diesen Hermes, der mich wirklich nie verlassen hat. In meinem harten, an Kämpfen reichen Künstlerleben war er mir ein unfehlbarer Talisman gegen die häßlichste aller Leidenschaften. Der Greis hat mich geheilt, wie man nach meiner Überzeugung Kinder heilen kann: Er ließ mich die ganze Schändlichkeit meiner Handlung fühlen und verzieh sie mir.

Frühreife Empfindungen.

Unter den Papieren, die mir mein verstorbener Freund Claude Larcher hinterlassen hat, habe ich die folgenden Blätter wiedergefunden. Daß sie zu dem gesammelten Material für das große Werk über die Liebe gehörten, an dem er bis zu seinem Tode arbeitete, ist zweifellos; denn er hatte sie mit mehreren anderen zusammen in einen Umschlag gelegt, der die Aufschrift „Frühreife Empfindungen" trug.

Ich habe diesen Titel beibehalten und nur die Namen der Personen geändert, da meine Nachforschungen ergeben haben, daß die Geschichte buchstäblich wahr ist. Wäre Claude am Leben geblieben, so hätte er diese Veränderungen und manche andere selbst vorgenommen. Ich habe mich dazu nicht berechtigt gefühlt. Man verzeihe daher die unzulängliche Darstellung dieser Herzensgeschichte.

1.

Unter allen meinen Kindheitserinnerungen ist die erschütterndste die, von der ich hier erzählen will. Meine Lebenserfahrung zeigt sie mir heut in einem rührenden Licht, und das Herzensdrama, dessen Zeuge ich war, ohne es vollständig zu verstehen, ist für mich in der Erinnerung von tragisch geheimnisvoller Poesie umflossen.

Meine Phantasie muß doch in dieser frühen Zeit schon sehr entwickelt gewesen sein, da es mir damals

sofort klar wurde, daß ein Geheimnis vorlag. Aber wie hätte meine unschuldige Knabenphantasie in das wahre Wesen gewisser Gemütsbewegungen eindringen können? Ich wundere mich sogar, daß ich trotz dieser Unschuld so viel erraten habe. Wenn ich jetzt daran denke, ein wie eigentümliches Kind ich war, so sage ich mir manchmal, daß die Natur denen, die sie zu Malern menschlicher Leidenschaften bestimmt, eine vorzeitige Gabe intuitiver Erkenntnis, einen Instinkt für den Schmerz gibt, der über ihr Alter und ihr eigenes Bewußtsein hinausgeht.

Ich war damals dreizehn Jahre alt und wohnte bei meinem Großvater, einem ehemaligen Advokaten, in einer kleinen Stadt Mittelfrankreichs. Da ich eine Waise war, hatten meine Großeltern meine Erziehung übernommen. Ich erinnere mich dieses Städchens, wie wenn ich noch der kleine Junge mit den kurzgeschorenen Haaren wäre, der viermal täglich, die Schulmappe auf dem Rücken, mit seinem Großvater den Weg von Hause nach dem Gymnasium und vom Gymnasium nach Hause machte. Die Stadt war auf einer kleinen Anhöhe, dem letzten Ausläufer einer Gebirgskette erbaut, so daß die Straßen alle bergab liefen. Die Wege waren mit spitzen Kieselsteinen gepflastert, und ich hatte in den schlechten Wintermonaten Mühe, mit meinen Holzsohlen nicht auszugleiten. Die Straßen waren eng und im Zickzack angelegt, eine notwendige Vorsichtsmaßregel gegen den Nordwind, der von den schneebedeckten Bergen gerade auf den Ort zukam und einem messerscharf ins Gesicht schnitt. Deshalb waren auch die hohen schwarzen Steinhäuser dicht aneinander gebaut. Gott! Diese schwermütige, kalte Stadt! Und doch meine Stadt, die einzige, wo ich kein

Fremder bin, kein Wanderer, der nicht heimkehren darf. Meine Stadt!

Sie ist ein Stück von mir, wie ich ein Stück von ihr bin. Da ist keine Ecke an einem der düstern Gäßchen, wo ich nicht einen Schatten heraufbeschwören könnte, einen Mann, eine Frau, die mehr oder weniger mit der Geschichte meines Herzens verknüpft sind, ohne daß sie je etwas davon geahnt haben.

Ich denke beim Schreiben dieser Zeilen an die Persönlichkeit, die zur Zeit meines dreizehnten Lebensjahres die erste Rolle in meinen Träumen spielte. Es war ein ungefähr dreißigjähriger Mann, der im vorhergehenden Jahre aus Paris gekommen war, um in unserer Heimat einen Beruf auszuüben, der an sich wenig romantisch und wenig geeignet war, einen Schüler schwärmerisch zu begeistern. Herr von Norry — das war sein Name — war Präfekturrat! — Es ist wahr, daß sich zu jener Zeit, bei Beginn des zweiten Kaiserreichs, die Verwaltungsbeamten aus den besten Kreisen zusammensetzten. Die Regierung sah darin ihre Hauptstärke und suchte vornehme junge Leute aus den besten Familien an sich zu fesseln. Ich begreife heute, daß meine harmlose Begeisterung für den eleganten Rat wirklich eine Vorahnung war. Ich sagte soeben, daß er aus Paris kam, und durch ihn empfing ich, ohne mir Rechenschaft davon abzulegen, den ersten Eindruck von Paris. Er war ziemlich groß und schlank, seine schönen Augen waren sanft und glänzend, seine Gesichtsfarbe allzu blaß. War es diese Blässe, die mir bei seinem ersten Besuch im Hause meines Großvaters auffiel und der lebhafte Gegensatz zwischen den ermüdeten Zügen des Lebemannes und den frischen, kleinstädtischen Gesichtern

um mich herum? Waren es andere, geringfügige Einzelheiten? Aber was ist geringfügig für die vielseitige Beobachtung gewisser Kinder? So hatte ich gleich bei dieser ersten Begegnung bemerkt, daß Herr von Norry am kleinen Finger der linken Hand einen Ring trug, wie ich noch niemals einen gesehen hatte; es waren zwei kleine, ineinander verschlungene Schlangen mit Köpfen aus Saphiren. Auch seine feinen Stiefel und die frische Wäsche fielen mir auf. Ich atme noch nach einem Vierteljahrhundert den zarten, frischen Duft seines Taschentuches, und noch höre ich, wie mein Großvater nach dem Besuch des Präfekturrates mit höhnischem Tone zu meiner Großmutter sagt:

„Die Banditen haben uns ihre Erbsenblüte*) geschickt. Aber bei uns wird dieser hübsche Bursche seine Zeit verlieren ... Das muß ein Einfall von R. sein ... Unsere Damen werden sich nicht fangen lassen."

Ich war ganz unfähig, den wahren Sinn dieser beleidigenden Worte des alten Advokaten zu verstehen, aber ich bezweifle noch heute, daß der Minister des Innern im Jahre 1859 machiavellistisch genug war, gewerbsmäßige Verführer in unsere Provinz zu schicken, um der neuen Regierung weibliche Bundesgenossen zu gewinnen. Eine reichliche Verteilung von Berechtigungen zum Tabakverkauf und von roten Bändern genügte. Aber die rätselhafte Bemerkung meines Großvaters stempelte Herrn von Norry noch mehr zu einer Ausnahmeerscheinung, so daß der neue Ankömmling bald der Gegenstand meiner heftigsten

*) Erbsenblüte (Fleur des pois) bezeichnet einen besonders eleganten Stutzer. (Anmerkung d. Übers.)

Neugier wurde. Selbst der ungewöhnliche Ausdruck „Erbsenblüte“ verstärkte noch diese Neugier. Welcher Zusammenhang konnte wohl zwischen der mir wohlbekannten Blüte, die alljährlich die grünen Reihen unseres Gemüsegartens weiß färbte, und dem jungen Manne mit den schönen Händen und dem bezaubernden Lächeln bestehen? Wer waren diese „Banditen“, von denen mein Großvater mit so sichtlichem Groll sprach und die Herrn von Norry zu irgendeinem geheimnisvollen Zwecke zu uns geschickt hatten?

Was hatte R. damit zu tun, ein früherer hiesiger Advokat, einstiger Anhänger des Julikönigtums wie mein Großvater, heute sein Feind und Mitglied des Ministeriums? Wenn ich nicht mit der ganzen Erfindungsgabe meiner dreizehn Jahre an diesen ersten Eindrücken gearbeitet hätte, so wäre wahrscheinlich die kleine Tragödie, zu der ich jetzt übergehe, unbemerkt an mir vorübergezogen. Wäre ich ein ruhigeres Kind gewesen, hätte ich mich weniger durch eine lebhafte Phantasie auf Pfade drängen lassen, die für mein Alter gefährlich waren, so hätte sich gewiß im Mannesalter mein Schicksal glücklicher und leichter gestaltet. Aber es stand geschrieben, daß mir in früher Jugend, in einem friedlichen Provinzwinkel, die Poesie schuldiger Gefühle enthüllt werden sollte. Wir werden sehen wie.

2.

Wir bewohnten in der Altstadt den zweiten Stock eines altertümlichen Hauses, das, ich weiß nicht wann, ohne besonderen Stil erbaut war. Die Zimmer waren sehr hoch, und an der Rückseite des Hauses lag ein

sehr schöner, großer Garten, in dessen Benützung wir uns mit dem im ersten Stock wohnenden Besitzer, einem Herrn François Réal, teilten. Er war einer der drei oder vier Großgrundbesitzer in unserer Landschaft, von denen die kleinen Rentner unseres Kreises mit Ehrfurcht das Wort „Millionär" gebrauchten. Er hatte eine stattliche Gestalt und jene Art zu gehen, zu grüßen, zu lachen, zu sprechen, die den angesehenen Mann kennzeichnet. Wenn ich mir jetzt sein dickes Gesicht, seine breiten Züge mit dem rötlichen, kurz geschnittenen Backenbart vorstelle, wenn ich an seine funkelnden, schlauen, spöttischen Augen denke, an seinen unförmigen Mund mit der unverschämten, wulstigen Unterlippe, so ist es mir klar, daß er der vollendete Typus des kleinstädtischen Dummkopfes war, der nur drei Leidenschaften kennt: die Jagd, das Essen und sein Geld. Wieso hatte dieser widerwärtige Flegel eine Frau geheiratet, die ebenso zart war, wie er vierschrötig, ebenso hübsch und fein, wie er tölpelhaft? Es war die alte Geschichte von der Heirat eines armen Edelfräuleins mit einem Reichen, dem Sohn und Enkel von Wucherern und Käufern konfiszierter Güter. Frau Réal war eine geborne Visigniers, von jenen Visigniers, deren verfallenes Schloß eine Merkwürdigkeit des Landes geblieben ist. Dieser Verbindung, die der rohe Réal offenbar aus ganz gemeinem, plebejischem Hochmut gewollt hatte, war eine Tochter entsprossen, ein entzückendes Kind, das Ebenbild der Mutter, vier Jahre älter als ich und meine natürliche Spielgefährtin während der ganzen Kinderzeit. Aber seit einigen Jahren sah ich sie kaum noch; ihre Erziehung wurde in einem als aristokratisch geltenden Kloster

vollendet. Mein Großvater, der als begeisterter Anhänger des Bürgerkönigtums die Voltairischen Ansichten teilte, fühlte sich dadurch zu einer zweiten Äußerung veranlaßt, die für mich noch viel rätselhafter war, als die von der Erbsenblüte. Er sagte nämlich:

„Wenn dieser Zieraffe, der Réal, wollte, daß seine Frau ein schlechtes Ende nähme, so könnte er es nicht anders anstellen ... Er hat das Glück, eine solche Tochter zu haben ... Es war die Rettung für die Mutter ... Und aus Eitelkeit gibt er sie in das Kloster ... Ihr werdet sehen, was jetzt geschieht ... Allein, nicht glücklich ... sie wird ihn betrügen. Es ist unvermeidlich ... Und dieses reizende Geschöpf! ... Wie schade!"

Wie oft fielen mir diese unerklärlichen Worte ein, wenn ich anstatt zu arbeiten, hinter dem Vorhang versteckt, nach der hübschen Frau Margarete Réal schielte, die im Garten mit einem Buche in der Hand auf dem Kies der Gartenwege spazierenging. Ich sah die schlank und jugendlich gebliebene Gestalt der fünfunddreißigjährigen Frau, deren liebliches Profil sich im Sommer von einem grünen, blumigen Hintergrund abhob, im Herbst von einem gelben Dickicht welker Blätter. Ihre seidenen, goldenen Haare glänzten unter dem Gartenhut. Ihre Hände, die unter den durchbrochenen schwarzen Halbhandschuhen weiß schimmerten, öffneten und schlossen das Buch. Ihre winzigen Füße kamen bei dem gleichmäßigen Gang unter dem Kleidersaum zum Vorschein; ihre Augen hoben sich von dem Buch und schweiften über die mit Efeu bewachsene Gartenmauer zu den Bergen am Horizont. Ich wiederholte mir die Redensart

meines Großvaters, verstand aber nichts anderes davon, als daß diesem himmlischsüßen Haupte eine Gefahr drohe. Und die unerklärlichen Worte, die einerseits komisch und gewöhnlich, anderseits rührend klangen, wiegten mich in unbestimmte Träume: — „Ein schlechtes Ende nehmen?" Von einem meiner Vettern hatte ich sagen hören, daß er ein schlechtes Ende genommen hatte, weil er bei den Dragonern als gewöhnlicher Reiter eingetreten war!... „Wie schade!"... Dieser Ausdruck erfüllte mich mit einem Mitleid, das sich durch eine mir selbst unerklärliche Seelenregung von der Mutter auf die Tochter, auf meine kleine Freundin, die reizende Isabella, ausdehnte. Wie oft war ich mit ihr auf diesen gleichen Kiesgängen auf- und abgelaufen, bevor die von dem freigeistigen Advokaten gerügte, väterliche Eitelkeit sie ins Kloster verbannt hatte. Und wenn ich mich wieder an meine Arbeit setzte, ergriff mich die Angst vor jener geheimnisvollen Gefahr, die über den beiden Wesen schwebte, so heftig, daß ich am liebsten geweint hätte.

3.

Welches war genau der Tag, an dem meine kindliche Beobachtungsgabe anfing, das Bild des Mannes, der mir gleich beim erstenmal einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, mit dem der unglücklich verheirateten Mutter meiner abwesenden Freundin in Verbindung zu bringen? Ich vermag es nicht zu sagen. Es war nur zu natürlich, daß Herr von Norry in seiner Eigenschaft als Beamter mit den Standespersonen der Stadt Beziehungen unterhielt; seine mehr oder minder häufige Gegenwart in dem Hause, wo zwei dieser Standespersonen, mein Groß-

vater und Herr François Réal, wohnten, hätte mich sicher nicht verwundert, wenn nicht der brave Großvater, der von meinem frühreifen Verständnis offenbar nichts ahnte, wieder ein unvorsichtiges Wort vor mir gesprochen hätte. Wir kamen gegen vier Uhr von einem Spaziergange zurück; ich hatte an diesem Nachmittage keine Schule gehabt. Es muß also ein Donnerstag oder Sonntag im Herbst 1859 gewesen sein. Vor der Tür unseres Hauses stand ein Wagen, den ich sofort wiedererkannte. Es war ein zweirädriger Buggy, der einzige in der Stadt, und er gehörte gerade der Persönlichkeit, die der Gegenstand meiner Bewunderung war. Ein Pony war davor gespannt, gleichfalls der einzige in unserer Gegend, wo man sonst nur Gebirgsklepper sah. Das Tier des Präfekturrates hatte einen riesigen Sattelbogen, eine breite Brust und die Kruppe eines Kob. Es war sehr behaart, hatte kurze schwarze Beine und Farbe und Zeichnung eines Apfelschimmels. Die Mähne war kurz geschnitten und reichte nur bis zum Halse. Das Pferdchen mit dem glänzenden Sattelzeug aus schwarzem Leder, von dem sich eine silberne Grafenkrone auffällig abhob, erregte ebensosehr meine Bewunderung wie sein Besitzer, oder vielmehr, diese zwiefache Bewunderung verschmolz ineinander, wenn der junge Mann mit dem leichten Gefährt in scharfem Trabe an mir vorüberkam. Ich schaute zu ihm auf, wie ich zu Phaëton aus Ovids Metamorphosen, die ich damals gerade übersetzte, aufgeschaut haben würde, wenn er den Sonnenwagen über das holprige Pflaster meiner Heimatstadt gelenkt hätte. Ich hatte kaum aus der Entfernung das Gespann bemerkt, als ich rief:

„Ach! Das ist ja der Wagen des Herrn von Norry!"

„Wo denn?" fragte mein Großvater, der damals nicht mehr gut sah.

„Aber da, vor unserer Haustür."

„Ach," fuhr mein Großvater fort, „so hat er sie heut schon wieder besucht . . ." Er fügte diesem Ausruf kein Wort hinzu; er hatte ihn wie im Selbstgespräch ausgestoßen, in einem so seltsamen Tone, daß ich ganz erschüttert war.

Ich hatte nicht nötig, zu fragen, wer die Person war, die der Besitzer dieses wunderbaren Pferdes „heut wieder" besuchte. Ich hatte Herrn von Norry am Tage vorher ohne Wagen um dieselbe Stunde getroffen, als ich aus der Schule kam, wie er gerade in unser Haus ging. Da er nicht zu meiner Großmutter gekommen war, mußte er Frau Réal besucht haben. Warum erregten diese beiden, rasch aufeinander folgenden Besuche meinen Großvater so heftig? Seine Stimme war verändert, sein Gesicht finster, und er hatte mich mit fast heftiger Gebärde fortgerissen, als ich wie geblendet vor dem Pony stehen bleiben wollte. Das Tier mußte übrigens schon ziemlich lange da gehalten haben, denn es hatte mit dem Huf ein tiefes Loch in den Erdboden gescharrt, und der vor ihm stehende Kutscher stampfte mit den Füßen wie jemand, der sich vom Warten auf einer Stelle erstarrt fühlt. Das ganze Bild, von dem trübseligen Licht eines scheidenden Novembertages beleuchtet, steht in diesem Augenblick vor meinen Augen, sogar die kleinen Rosetten an den Ohren des Pferdes, die sich jedesmal bewegten, wenn es seinen großen Kopf schüttelte, sehe ich noch und die hohe Gestalt meines Groß-

vaters, der rasch durch den großen Torweg schreitet und mich mit sich fortzieht. Nicht minder lebhaft vergegenwärtige ich mir den Eindruck, daß zwischen Frau Réal und Herrn von Norry etwas vorging oder vorgehen würde, was meinen Großvater schwer verdroß.

4.

Etwas? Aber was? Indem ich jetzt, mit dem Verständnis des reifen Mannes, Lichter und Schatten in meiner Kinderseele festzustellen versuche, gelingt es mir nicht, zwei ganz sichere, einander widersprechende Tatsachen in Einklang zu bringen: auf der einen Seite meine völlige Unkenntnis des wirklichen Lebens, auf der andern meine tiefe Unruhe bei den argwöhnischen Worten meines Großvaters, die für mich ohne jede Bedeutung hätten sein müssen.

Mein Großvater hatte nicht gesagt, daß Herr von Norry Frau Réal den Hof machte oder in sie verliebt sei, und doch hatte ich das darunter verstanden. Wieso hatte ich es verstanden? Von welchem Zauber war in meinen Gedanken schon damals jenes Liebesgefühl umflossen, das doch für mich nur die phantastischste, unklarste aller Empfindungen bedeutete? Ich weiß es nicht. Aber so viel ist sicher, daß ich nie etwas Ähnliches gefühlt habe, wie die damals in mir erweckte Unruhe, jenes Fieber verzehrender Neugier, das mich plötzlich befiel, dieses angstvolle Verlangen, zu erfahren, was Herr von Norry und Frau Réal für einander empfanden.

Diese Unruhe, das Fieber, die Angst trugen mir naturgemäß — denn ich war nur ein Kind — in der Schule eine Menge schlechter Noten ein. Denn an-

statt wie früher sorgfältig zu arbeiten, bestand mehrere Wochen lang meine Hauptbeschäftigung darin, die kindischste, unfruchtbarste Spionage zu betreiben. Bald ersann ich einen Vorwand, um mitten in einer lateinischen Übersetzung hinunterzugehen; ich sprang die große Steintreppe herab, immer vier Stufen auf einmal nehmend, um zu sehen, ob der Buggy mit dem apfelschimmelfarbenen Pony vor unserer Tür stand. Bald preßte ich unermüdlich meine Stirn an die Fensterscheibe, um Frau Réal mit den Augen zu folgen, wenn sie im Garten spazierenging. Und diese Spaziergänge wurden häufiger und länger, obwohl die vorgeschrittene Jahreszeit sie immer unangenehmer machte. Die junge Frau trug jetzt kein Buch mehr in der Hand; sie ging, einen Kaschmirschal um die zarten Schultern, ohne Kopfbedeckung, mit gekreuzten Armen, ab und zu die toten Blätter, die der Wind um sie herumtrieb, mit dem Fuß beiseite schiebend.

Manchmal im Sonnenschein geschah es, daß so ein vom Baum fallendes, goldenes Blatt sich ein paarmal im Licht drehte und schließlich auf ihren noch viel goldeneren Haaren liegen blieb. Sie bemerkte es nicht einmal, so tief versunken war sie in Gedanken, die ich mit gleichsam physischem Gelüst kennen zu lernen begehrte. Heute ist mir das Rätsel dieser langen Spaziergänge so klar! Die romantische Kleinstädterin befand sich durch die Huldigungen des geistreichen Parisers in einem Stadium tiefer Seelenkämpfe, inneren Aufruhrs, bald auflodernder, bald erstickter Wünsche. Meine armen dreizehn Jahre wußten noch nichts von dem Weh eines Herzens, in das ein frevelhafter Wunsch ein-

zieht. Wieso erriet ich die stille Tragödie, deren Opfer die Träumerin aus dem herbstlichen Garten war? Und ich erriet sie ... Ja, ich erriet, daß sie, die in Wirklichkeit allein in diesen Baumgängen spazierenging, im Geiste nicht allein war. Ich erriet, welches Bild sie in ihren stundenlangen Träumen begleitete, wen sie abwechselnd heraufbeschwor und von sich wies. Darum war ich auch nicht erstaunt, als ich eines Nachmittags von meinem gewohnten Beobachtungsposten aus wahrnahm, daß sie diesmal auf ihrem Gang durch den friedlichen Garten Herrn von Norry zum Begleiter hatte.

Großer Gott! Wie steht mir dieses Bild noch vor Augen! Welch ungewöhnlich tiefen Eindruck muß dieses Geheimnis auf meine Phantasie gemacht haben, da sich in meinem Gedächtnis auch nicht die kleinste Einzelheit verwischt hat. Wieder sehe ich den heimatlichen Himmel, der an diesem Nachmittag von einem leichten, zarten Nebel verhüllt war. Ich sehe die Buchsbaumhecken an den Wegen, die Eichen mit dem rostfarbenen Laub, die Platanen mit den großen kupferfarbenen Blättern; ich sehe den Liebenden und die Liebende, sowie die von meinem Atem trübe gewordene Fensterscheibe. Und wieder empfinde ich den Schreck eines auf frischer Tat ertappten Diebes. Die Hand meines Großvaters legt sich auf meine Schulter, und ich höre ihn sagen:

„Was tust du da? ... Wenn du nicht arbeitest, so geh' in den Garten spielen ... Geh spielen!" wiederholte er. Warum hatte er einen so bösen Ausdruck, als er mir diesen ordnungswidrigen Befehl gab? Warum zitterte ich an allen Gliedern, anstatt, wie es natürlich gewesen wäre, voll Freude über die mir

plötzlich gewährten Ferien hinunterzuspringen? Warum überfiel mich jetzt eine furchtbare Schüchternheit bei dem Gedanken, mit meinen kindlichen Spielen Frau Réals und Herrn von Norrys Wege zu kreuzen? Und schon war ich im Garten, überzeugt davon, daß an demselben Fenster, hinter dem ich mich soeben verborgen hatte, mein schrecklicher Großvater stand und auf mich aufpaßte. Um mir Mut zu machen, beginne ich auf gut Glück in einen Weg hineinzulaufen, dann in einen andern. So komme ich in das Innere des Gartens, an die Tür eines Gartenhäuschens, einer ländlichen Laube vielmehr, wo wir an heißen Tagen manchmal Kühlung suchten, und vor dieser Tür sehe ich die beiden Spaziergänger, zu deren Verfolgung mich mein Großvater offenbar abgesandt hatte. Die Haltung der beiden drückte selbst für meine kindlichen Augen deutlich den Kampf aus, der sich zwischen ihnen abspielte. Herr von Norry hielt die junge Frau bei der Hand und versuchte, sie in das Gartenhäuschen zu ziehen, — Frau Réal wollte ihre Hand befreien und weigerte sich, ihm zu folgen ... Sie bemerkten mich. Herr von Norry wurde ganz bleich und ließ Frau Réals Hand fahren ... Ach! mein ganzes Leben werde ich das bebende Lächeln des jungen Weibes sehen, ihre schönen Augen, die erschreckt und gleichzeitig befreit aufleuchteten, und immer werde ich ihre Stimme mich rufen und zu mir sagen hören, fast erstickt, flehend:

„Du bist es, Claude ... Ach, wie gut! ... Geh nicht fort ... Wir wollen zusammen spazierengehen und einen Strauß Stechpalmen pflücken ...“ Und sie wiederholte: „Ach! mein kleiner Claude! Ach! Wie gut! ...“

5.

Hier trüben sich meine Erinnerungen, wahrscheinlich weil mich Frau Réal und Herr von Norry aus verschiedenen Gründen als einen gefährlichen Zeugen betrachteten. Möglicherweise waren sie nur vorsichtiger geworden. Vielleicht war auch meine Aufmerksamkeit durch Gedanken, die für mein Alter besser paßten, in Anspruch genommen. Weihnachten und das neue Jahr kamen heran, und die Hoffnung auf die bevorstehenden Geschenke siegte, wie ich glaube, über jedes andere Gefühl. Nur eins steht mir aus der Zeit vor dem zweiten Vorfall, zu dem ich nunmehr übergehe, in deutlicher Erinnerung, nämlich, daß mich mein Großvater nach meinem Spaziergang mit Herrn von Norry und Frau Réal genau verhörte, wie ich meine Zeit im Garten verbracht hatte. Ich erzählte ihm nicht weniger genau, wie ich mit Frau Réal Stechpalmenzweige gepflückt hatte, aber das Gartenhäuschen erwähnte ich nicht einmal ... Unüberwindliche Scham, ich finde kein anderes Wort dafür, verschloß mir den Mund. Ich erinnere mich auch, daß mein Großvater in dieser Zeit vier oder fünf Tage vom Hause abwesend war. Er machte eine Reise nach Paris, deren Grund mir heut verständlich ist durch den Namen jenes kaiserlichen Ministers, von dem ich schon gesprochen habe. Mein Großvater hatte zu oft den Verrat dieses schändlichen, zum Bonapartismus übergegangenen R. gebrandmarkt, als daß ich nicht erstaunt gewesen wäre, ihn bei seiner Rückkehr, nachdem er seinen Namen genannt hatte, zu meiner Großmutter sagen zu hören: „Nun! Ich habe ihn besucht und bei den nächsten Versetzungen wird es besorgt

werden ... Er hat es mir versprochen ... Wir haben wie zwei alte Narren geweint, als wir uns wiedersahen ... Er bleibt trotzdem ein guter Freund ... Und dann war es das einzige Mittel ... Aber ist es noch nicht zu spät? Es ist mir schwer geworden ... Du weißt ..." Der brave Mann hatte also seinen alten Freund gebeten, den Präfekturrat zu versetzen. Diesen Schritt konnte auch mein romantischer Instinkt nicht deuten. An dem Ton der beiden alten Leute erriet ich wohl, daß es sich wieder um Herrn von Norry handelte, aber zu unbestimmt, als daß ich mich noch der Gedanken erinnern könnte, die mir diese Pariser Reise einflößte. Hingegen lichten sich alle Wolken der Vergangenheit, und ich durchlebe wieder mit einer fast zum Schmerz gesteigerten Heftigkeit die Gefühle, die ich etwa zwei Wochen nach der Rückkehr meines Großvaters für diesen selben Herrn von Norry empfand ... Es war am Abend des sechsten Januar 1860. Ich habe wiederum einen Grund, das Datum genau zu wissen, da wir alle, dem Dreikönigstag zu Ehren, bei Frau Réal zum Essen vereint waren. Das kleinstädtische Speisezimmer war erfüllt von dem Lärm, der auf ein langes Mahl zu folgen pflegt. Der große Tisch wurde von einer alten Uhrlampe erhellt, die von der Mitte eines Kronleuchters zwischen zwanzig Kerzen herunterhing. Ich sehe noch das viereckige Loch, durch das man den losen Schlüssel einführte, mit dem die Lampe aufgezogen wurde. Herr Réal, sehr rot und erhitzt, führte den Vorsitz; zu seiner Rechten saß meine Großmutter, die mit ihren langen, weißen Locken sehr würdig aussah. Mein Großvater saß rechts von Frau Réal, die zu ihrer Linken Herrn von Norry

hatte. Die durch den monatelangen Kampf veränderten Gesichtszüge der jungen Frau an diesem Abend anzusehen, tat einem weh. Ihre großen blauen Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze, und ihre blasse Gesichtsfarbe hatte einen porzellanartigen Schimmer. Etwas Schmerzliches ging von ihr aus, das in ergreifender Weise von der eigentümlichen Freude in den Augen und auf den Zügen ihres Nachbars abstach. Der Präfekturrat war mir nie in so strahlender, männlicher Schönheit und in einem solchen Nimbus von Überlegenheit erschienen. Eine triumphierende Sicherheit war über sein ganzes Wesen gebreitet, und in den kleinsten Bewegungen, in seinen Blicken, seinem Lächeln drückte sich jene Siegerannut aus, die in gewissen Augenblicken ein Mann ebensogut haben kann wie ein Weib. Nicht ich allein bemerkte diese Verwandlung des Liebenden, der sein Ziel, der Geliebte zu werden, fast erreicht glaubte; denn ich bin überzeugt, daß er es noch nicht war. Nein, wäre er schon erhört gewesen, so hätte sie nicht diesen Leidenszug um Mund und Augen gehabt. Die sichtliche Sorge meines Großvaters bewies, daß er finde, die von seinem abtrünnigen Freunde zugesagte Versetzung lasse zu lange auf sich warten. Doch mehr als die Sorge meines Großvaters, mehr als die fieberhafte Erregung Frau Réals, quälte, schmerzte es mich, daß eine andere Person bei diesem Mittagessen von Herrn von Norry wie gebannt war. Zum erstenmal war ich nahe daran, seine Schönheit zu hassen, die Vornehmheit, die Überlegenheit, alles, was ihn über die dort versammelten Kleinstädter hinaushob. Denn diese andere Person war meine eigene Nachbarin, die reizende Isabella Réal, die aus dem Kloster

heimgekehrt war, um die Festtage in ihrer Familie zu verleben.

Ich hatte sie hübscher als je wiedergefunden, ihrer Mutter ähnlicher als je durch die aristokratische Feinheit ihrer Züge und ihres Wesens; aber so erwachsen, so verändert, so verloren für mich! Die vier Jahre, um die wir auseinander waren, schienen sechs, schienen zehn zu sein. Ich war noch ein kleiner Junge, sie bereits ein junges Mädchen. Ihre blonden Haare fielen nicht wie früher in losem Gelock über die Schultern, sie waren in einen festen Knoten aufgesteckt. Ihr langes Kleid ließ ihre Gestalt größer erscheinen. Ihre Bewegungen, früher ein wenig hastig und knabenhaft, waren jetzt schmiegsam, gleichsam verfeinert. Sie hatte, als sie mich begrüßte, eine Vertraulichkeit gezeigt, die herzlich war und mich dennoch in der Entfernung hielt; das schmerzte mich um so mehr, als ich mich ihr gegenüber seltsam eingeschüchtert fühlte.

Und jetzt beim Essen verschärfte sich noch das Gefühl, daß sich plötzlich ein Abgrund zwischen uns aufgetan habe. Und gleichzeitig wurde ein anderer Schmerz in mir lebendig; es erfaßte mich plötzlich eine tierische, unwiderstehliche Eifersucht auf den jungen Mann, der an Frau Réals Seite saß und zu dem alle Blicke, alles Interesse, alle Gedanken meiner Nachbarin hinflogen. Nein, wie Isabella war, und kristallklar an Seele und Blick, dachte sie nicht einmal daran, die harmlose Bewunderung zu verbergen, die ihr der Nachbar ihrer Mutter einflößte:

„Herr von Norry ist schön, findest du nicht?“ hatte sie zu mir gesagt, als wir uns zu Tisch setzten. In instinktivem Widerspruch gab ich ihr eine Antwort,

die bewies, daß in dem Knaben schon der Mann erwacht war:

„Nein, das finde ich gar nicht ... Erstens ist er zu bleich ..."

„Ach," hatte sie erwidert, „das sieht so vornehm aus! ..."

Ich hatte, während sie diese Backfischredensart gebrauchte, in einem Spiegel an der Wand mich selbst mit meinen vom beständigen Herumspringen in der frischen Luft tiefroten Backen betrachten können.

Ich hatte nichts geantwortet, aber ich begann zu leiden, und sofort bemächtigte sich meiner ein neuer Gedanke:

„Man wird den Dreikönigskuchen verteilen. Wenn bloß Isabella nicht die Bohne bekommt! Ich bin überzeugt, daß sie ihn wählen würde! ..."

Ich hatte diese Möglichkeit kaum im Geiste erwogen, als sie mir zur Gewißheit wurde. Meine Kehle schnürte sich zusammen. Mein Herz war von unerträglicher, angstvoller Erwartung gefoltert, die während der endlosen Gänge eines kleinstädtischen, üppigen Mahles wuchs und wuchs, bis der riesige, goldgelbe Kuchen vor Frau Réal hingestellt wurde, der schon in ebenso viele Teile, als die Zahl der Gäste betrug, zerschnitten war. Die Diener setzten sich in Bewegung und brachten jedem ein kleines Stück Kuchen. Messer und Gabel klappern lustig beim Schneiden des blättrigen Backwerks, von dem herzhafter Mandel- und Buttergeruch ausströmte ... Ein leiser Freudenschrei an meiner Seite ... Meine Ahnung erfüllt sich ... Isabella hat die Bohne ...

„Ich bin die Königin," sagte sie, und für einen Augenblick kommt das Kind von gestern in der

jungen Dame von heut zum Vorschein. Sie klatscht in die Hände und wiederholt:

„Ich bin die Königin." Und zugleich hört man die Stimme ihres Vaters, bei deren Klang sie ganz rot und ernst wird, laut rufen:

„Du bist die Königin? So mußt du dir einen König wählen . . ."

Sie blickt zögernd rings um den Tisch. Die Gesichter aller Herren sind ihr zugewandt, einige mit leisem Spott, andere voll Neugier. Auch Herr von Norry sieht sie an, mit jener Herablassung, die er naturgemäß für ein kleines Mädchen empfindet. Sie war für ihn, was ich für sie war, ein Wesen, das nicht zählt. Ich bemerkte zu allem übrigen diese belustigte Gleichgültigkeit, die mich noch mehr aufbrachte. Isabella zögerte noch immer. Einen Augenblick lang hefteten sich ihre blauen Augen auf mich. Ich hatte die Hoffnung, daß sie mich wählen würde. Doch ihre hellen Augen wandten sich wieder nach der Richtung, die ich vorausfah, und, noch tiefer errötend, stammelte sie mehr als sie sprach:

„Ich wähle Herrn von Norry zu meinem Könige . . ."

„So fülle dein Glas", nimmt Herr Réal wieder das Wort, „und stoße mit deinem König an."

Isabella nahm den feinen Glaskelch in die Hand, der Diener füllte ihn mit funkelndem Wein, den leichter Schaum krönte, dann stand sie auf und ging auf Herrn von Norry zu. Wie sie ihm da mit bewegtem Lächeln das Glas hinhielt, um mit ihm anzustoßen, zog sie der junge Mann mit einer Bewegung zärtlichen Wohlwollens, die nur bewies, wie sehr er sie als Kind betrachtete, an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn . . . Kaum hatte ich Zeit, bei

diesem unschuldigen Kuß den Biß der Eifersucht zu spüren, als die Stimme meines Großvaters plötzlich rief:

„Aber, Frau Réal, was ist Ihnen? ... Was ist Ihnen? ... Ihr ist schlecht ... Schnell, Luft! ..."

„Ach, es ist nichts," antwortete Isabellas Mutter ... „Es war wohl nur die Hitze ... Ich bitte um Verzeihung ..."

Sie suchte zu lächeln, wollte sich erheben, dann fiel sie ohnmächtig zurück.

6.

„Nun," sagte mein Großvater, etwa eine Woche nach diesem jäh unterbrochenen Dreikönigsfest, indem er meiner Großmutter die Zeitung hinreichte: „R. hat Wort gehalten, unser Vogel fliegt fort. Er ist nach Marseille berufen. Es ist sogar eine Beförderung."

„Ob es Frau Réal weiß?" fragt meine Großmutter.

„Ich vermute, daß Réal es ihr gesagt haben wird," antwortete mein Großvater. „Seit ihrer Ohnmacht ist sie noch nicht aus dem Bett aufgestanden. Dieser Réal ist mir eine große Opferkerze schuldig," schloß er nach kurzem Schweigen. „Aber er soll niemals etwas erfahren. Übrigens, was ich getan habe, ist nicht für ihn geschehen ... Mit einem Wort, sie ist gerettet ..."

Herr von Norry siedelte in der Tat in seinen neuen Wohnsitz über, ohne Frau Réal wiedergesehen zu haben; sie erholte sich nur langsam von dem, was die Ärzte als ein Nervenfieber bezeichneten. Und sie war vor ihrem Verführer gerettet. — Durch dieses

Fieber oder durch meinen Großvater? Der würdige Advokat ist in den Glauben gestorben, daß er der Retter war. Heute, da der Knabe, der, in eine Ecke gedrückt, die Unterhaltung der beiden Alten belauschte, ein Mann geworden ist, ist er nicht ganz der Ansicht seiner Großeltern. Er glaubt auch nicht an die Echtheit jenes Fiebers. Er erinnert sich der Mutter, die ihre große Tochter ansieht, wie sie ganz verwirrt, fast verliebt ihre Stirn zum Kusse dem Manne bot, den sie selbst eben zum Liebhaber nehmen wollte. Und er glaubt, daß es jenes Bild war, das sie zurückhielt, auf dem gefährlichen Pfade weiterzuschreiten.

Auferstehung.

1.

Langsam, traurig erklomm Elisabeth de Fresne den bewaldeten, von einer Mauer umschlossenen Hügel, der ihrem Landsitz als Park diente. Hart am Felsen ließ sie sich nieder, auf einer Terrasse, die da in glücklicheren Tagen angelegt worden war. Ihre Augen überschauten von hier eine der weitesten Berg- und Seelandschaften, die man in der Provence findet, und diese Landschaft in der Umgebung von Hyères war so schön, daß sie mit Recht den Namen „Costebelle" führte.

Die ungleichen Wipfel der Aleppokiefern zu ihren Füßen standen im jungen Grün und zitterten im Seewinde, der vom Golf herüberkam. Und der Golf selbst, der auf der einen Seite von den langen schmalen Chausseen der Halbinsel von Giens, auf der andern von der befestigten Spitze von Brégançon eingeschlossen wird, schimmerte tiefblau in der Ferne. Die Insel Porquerolles mit ihren zackigen Felsen, Port Cros mit seiner Warte, Levant mit den kahlen Heiden grenzten den Horizont ab. Links von der jungen Frau erstreckte sich die dunkle Kette der Maures, darunter bauten sich die weißen Häuser von Hyères auf, und mit Strahlenschein umhüllte die funkelnde Sonne den Wald, die Wogen, die Inseln, die Hügel, die fernen Häuserfassaden — eine göttliche Frühlings-

sonne, die auch das rosa getünchte Landhaus zärtlich umspielte, nicht minder die Baumgänge des Gartens, die zu dem Parke führten, die blühenden Mimosen, die Rabatten von violetter Iris und das dicke Gesträuch von blassen Rosen und üppigen Anemonen. In dem kleinen Tannenwäldchen bewegte baumhohes Heidekraut seine mattweißen Blütendolden im Seewinde; der Lorbeerthymian schüttelte seine schneeweißen Büschel. Der Seegeruch, den eine Brise herüberbrachte, mischte sich mit dem Duft von Blumen, Harzen, wilden Pflanzen, Rosmarin und Cyste. Hier und da unterschied man undeutlich die Formen exotischer Gewächse: die breiten Zweige der Dattelpalme, die gewundenen Dolche der Agave, die stachligen Spitzen der Yukka. Und dieses göttliche Bild eines fast orientalischen Frühlings wurde vollkommener, berückender, edler durch einen noch keuscheren Reiz, durch das fromme Läuten eines Kirchenglöckleins. Die Stimme dieser kleinen Kapelle, die die ganze Gegend beherrscht und den schönen Namen Notre dame de Consolation führt, wurde in zarten, silbernen Schwingungen durch die laue, duftende Frühlingsluft fortgetragen. Sie verkündete, daß dieser strahlende Morgen gleichzeitig ein Ostermorgen war; und das Fest der Auferstehung stand in so vollem Einklang zu der allumfassenden, ringsum verbreiteten Lebensfreude, daß auch diese wunderbare Natur durch Sonne, Meer und Blumen den Sieg der Liebe zu verkünden schien — den Sieg der Liebe, die den Tod bezwang ...

2.

Ach! Gerade dies Fest des Lebens in der Natur, in der Kirche, an dem sichtbaren und im unsichtbaren

Himmel versenkte die junge Frau an diesem Ostermorgen in noch tiefere Schwermut. Der dunkle Krepp, mit dem sie bekleidet war, und der ihrer lieblichen, blonden Schönheit rührenden Reiz verlieh, erzählte von einer Trauer, die sie noch viel verzweifelter im Herzen trug. Ihre sanften, blauen Augen, fast glanzlos vom zu vielen Weinen, schienen verwundet von dem strahlenden Glanze dieses schönen Tages. Bei jedem neuen Glockenton bewölkte sich ihre blasse Stirn mit schmerzlicheren Gedanken. Vor vier Monaten hatte sie einen Sohn verloren — ihren einzigen Sohn — und in ihrem Mutterherzen blutete die offene Wunde stärker, als sie dieses Frühlingsmärchen sah, das ihr lieber André nicht mehr sehen konnte, als sie diesen Anruf an einen Gott hörte, zu dem sie nicht mehr betete, nicht mehr beten konnte, seit er ihr das Kind genommen. Auf der heißen Terrasse sitzend, blickte sie um sich mit dem starren, gleichgültigen Blick der Verzweiflung. An allen Punkten des herrlichen Horizonts stiegen Bilder für sie auf, und diesen Bildern folgte eine wahre Flut von Gedanken, die ihr die kleinsten Einzelheiten ihres Unglücks noch deutlicher, noch unerträglicher machten. Der fast plötzliche Tod des sechsjährigen Knaben, den in wenigen Tagen eine Gehirnhautentzündung fortgerafft hatte, war schon an sich eine sehr harte Prüfung. Persönliche Umstände hatten den Schmerz noch verschärft, und die junge Frau führte sich, angesichts dieser für sie mit so vielen Erinnerungen verknüpften Landschaft, einen nach dem andern aufs neue vor Augen . . .

Das glitzernde Wasser des friedlichen Golfes war das Meer, das unüberschreitbare Meer, auf dem sich ihr

Gatte, Ludovic de Fresne, vor zehn Monaten nach dem äußersten Osten eingeschifft hatte. Als tiefbekümmerte Gattin, aber als sehr glückliche Mutter hatte sie den Marineoffizier nach Toulon begleitet! Und jetzt, da sie seiner so sehr bedurfte, um das Furchtbare zu tragen, da waren sie getrennt durch Tausende und Tausende von Meilen. Wann würde er wiederkommen und ihr Trost zusprechen, damit sie den Mut fände, weiter zu leben, weiter ihre Pflicht zu erfüllen? ... Welche Pflicht? Der Glockenruf zum Hochamt, dem sie wegen des Aufruhrs in ihrem Inneren nicht beiwohnen konnte, wiederholte es ihr nur zu deutlich. Wenn Frau de Fresne aufgestanden wäre, hätte sie auf dem schmalen Streifen der Landstraße, die sich in Windungen von der Tür ihres Landhauses durch den Wald bis zur Kapelle zog, einen mit einem Pony bespannten Wagen sehen können und in diesem Wagen zwei Kinder in Trauer wie sie, einen Knaben von neun und ein Mädchen von acht Jahren. Diese beiden, Guy und Alice, waren ihres Gatten Kinder aus erster Ehe. Sie dachte zurück. Als sie den Marineoffizier, der gleichzeitig ihr Vetter war, heiratete, wie echt war da ihr Mitleid für die beiden Waisen gewesen! Wie hatte ihr ganzes Herz danach gestrebt, ihnen die Tote zu ersetzen; jetzt mit acht und neun Jahren wußten sie nicht mehr, daß sie nicht ihre rechte Mutter war! Und als sie dann selbst ein Kind hatte, mit welch ängstlicher Gewissenhaftigkeit hatte sie sich bemüht, es niemals vorzuziehen! Es bedurfte nicht einmal dieser Anstrengung; sobald die drei blonden Köpfe um sie herum spielten, liefen, lachten, da teilte sich ihr Herz ganz von selbst unter alle drei ... Warum war es jetzt nicht mehr so?

Warum? ... Die junge Frau brauchte sich nur nach links zu wenden, nach einem gewissen Punkt, den sie nur zu gut kannte, um Antwort auf diese Frage zu finden. Da drüben, jenseits der letzten Häuser der Stadt bezeichnete eine Senkung ein tiefes Tal; dort lag der Kirchhof. Seit dem Tage, da sie mit eigenen Augen gesehen — denn ihr Mut war so groß gewesen — wie der kleine Sarg ihres armen André in die frisch gegrabene Grube glitt, hatte sich ihrer ein böses Gefühl bemächtigt, gegen das sie vergeblich angekämpft hatte, gegen das sie noch immer vergeblich ankämpfte; und an diesem Festesmorgen hatte es sich noch stärker in ihrem Herzen geregt. Sie konnte es den beiden Kindern ihres Gatten nicht verzeihen, daß sie jung und lustig waren, daß sie liefen, sprachen, atmeten, überhaupt lebten, während der andere, der Kleine, ihr Kleiner unbeweglich in seinem Grabe lag. Sie hatte nicht allein aufgehört, sie zu lieben; manchmal schien es ihr — und ihr ganzes Sein erbebte in Gewissensbissen — daß sie sie haßte, wie wenn die Kinder dem Toten seinen Anteil an Freude, Gesundheit und Licht gestohlen hätten. Sich von den beiden „Mama" rufen zu hören, gab ihr den krankhaften, grausamen Wunsch ein, ihnen entgegenzuschreien: „Schweigt, ich bin nicht eure Mutter! ..." Heut morgen hatte sie der heftige Groll gegen ihre Stiefkinder noch stärker gepackt. Sie wollte ihnen, wie in anderen Jahren, die Ostereier selbst geben. Die eine Genugtuung konnte sie sich widerfahren lassen: je größer der Haß in ihrem Herzen, desto stärker der Wille ihn in ihren Handlungen nicht zum Ausdruck zu bringen. Die Kinder waren also in ihr Zimmer gekommen; in fiebernder Ungeduld hatten ihre Augen

geglänzt, zitternd hatten sie die großen, bunten Holzeier geöffnet, und ihre Gesichter hatten sich verklärt, als sie die Geschenke sahen, die sie ihnen ausgewählt: eine hübsche Nadel für den kleinen Knaben, eine Kette mit Kreuz für das Mädchen ... Gott! Die unschuldigen, aber harten Henker drehten ihr das Messer im Herzen um, als sie ihre harmlose Freude, ihre Lust am Leben, am Dasein zeigten, die sogar ihre Trauerkleidung erheiterte. Der andere war ihr im Geist erschienen mit dem Vorwurf, in ihren lieblosen Augen vergessen zu sein. Sie hatte noch die Kraft gehabt, den aufsteigenden Seufzer zu unterdrücken, und um sich ein wenig über diesen stechenden Schmerz hinwegzutäuschen, war sie allein, während sich Guy und Alice zur Messe begaben, auf diesen einsamen Söller gekommen. Und doch hätte sie wissen können, daß die innere Wunde in der Glückseligkeit der ganzen Natur von neuem aufbrechen würde, anstatt zu vernarben!

3.

Nach wie vor funkelte der blaue Golf, erhoben sich die Inseln mit ihren violetten Klippen über den wolkenlosen Horizont, entfalteten die Berge ihre weichen, üppigen Linien; nach wie vor strömten die Blumen ihren süßen Duft aus, ließen die Aleppokiefern das Licht wie feinen Goldstaub durchsickern, wogten die exotischen Pflanzen unter diesem Himmel, als gemahne er sie an ferne Gegenden, an die Heimat ihrer wunderkräftigen Säfte.

Und in der Stille dieser glückseligen Landschaft grollten in der Tiefe des Mutterherzens immer heftiger die Stimmen des Leids, der Verzweiflung, des Aufruhrs und des Hasses! Die allzu schmerzlichen Gefühle,

die ihr der Gegensatz zwischen dem ringsum erblühten Fest des Lebens und ihrer unheilbaren Trauer aufdrängte, gipfelten wiederum in einer unwiderstehlichen Abneigung gegen das Glück ihrer Stiefkinder. In neidischem Zorn wallte es auf in der Tiefe ihres innersten Seins, und sie schämte sich, ohne imstande zu sein, Herr dieser Gefühle zu werden. Ja, sie neidete dem Halbbruder und der Halbschwester ihres André diesen ganzen Frühling, den ihr lieber, kleiner Toter nicht mehr atmen konnte, diese ganze, unbegrenzte Zukunft, die ihre Jugend vor sich hatte.

Sie wunderte sich selbst, einen so heftigen Widerwillen zu empfinden, ohne einen anderen Grund dafür angeben zu können, als daß sich diese Gefühle in ihr regten, sobald sie nur an die Kinder dachte. Und ein instinktiver, wütender Abscheu, dessen sie sich nicht für fähig gehalten, bemächtigte sich ihrer gegen die Geschwister... Gewiß, es war sehr ungerecht, aber gibt es Gerechtigkeit in dieser Welt? Nein, die beiden Kinder verdienten nicht, daß die Stiefmutter, der sie der abwesende Vater anvertraut hatte, sie mit so unbilligem Haß verfolgte. Aber hatte sie verdient, daß ihr kleiner Engel ihr auf diese plötzliche und schreckliche Art geraubt wurde?... Diese Frau, die früher sanft und fromm, nachsichtig und liebreich gewesen, die es in ihren Handlungen noch jetzt war durch die anerworbene Kraft ihrer früheren Tugenden, wurde verderbt durch den ständigen heftigen und tiefen Schmerz. Ein böser, fast wilder Dämon regte sich in ihr und entriß ihr plötzlich angesichts dieser Landschaft, wo alles Harmonie, Friede und Schönheit war, ungeheuerliche Worte, die sie ganz laut hinausschrie, zu wem? zur Natur? zu Gott? zum Frühling?

„Ach! wenn wenigstens eins von beiden auch tot wäre!...“ Fast mit Schrecken hörte sie sich diese Worte ausrufen, in denen sich ihr rasender Schmerz Luft machte, und sie erhob sich von der Steinbank, auf der sie saß, fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um die Versuchung dieses scheußlichen Wunsches zu bannen. Mit raschem Schritt begann sie, wieder durch das Gehölz zu gehen, wie wenn sie die leuchtende Landschaft fliehen wollte, fliehen den Weg, auf dem ihre Stiefkinder zurückkommen mußten, fliehen ihre Gedanken, fliehen sich selber. Sie wählte in dem ungeheuer großen, halb wilden Park die unwegsamen Pfade, auf denen sich trockenes Laub an ihr Kleid heftete, wo Tannenzapfen unter ihren Schritten knirschten und fortglitten, wo ihre Hände stachliges Gesträuch, zu hohes Heidekraut unaufhörlich bei Seite stoßen mußten. Und während sie so weiter schritt, mit wilder Freude ihre Füße auf dem unebenen Wege, ihre Finger an spitzen Dornen ritzend, gingen auch ihre Gedanken weiter und weiter.

Der heftig aufgeloderte Haß gegen ihre Stiefkinder hatte sich gelegt, aber ein großer Überdruß war in ihrem Herzen zurückgeblieben, eine tiefe, unüberwindliche Abneigung, die sie sich jetzt eingestand, ja, die sie fast als berechtigte, erlaubte Gegenwehr in ihrem Unglück anerkannte. Ein Entschluß reifte in ihr, den sie schon öfter erwogen, der aber noch nie so deutliche Gestalt angenommen hatte. Wozu den beiden Wesen gegenüber, deren bloße Gegenwart für sie eine Pein, eine Qual war, die Komödie einer lügenhaften Mutterschaft fortsetzen? Warum sich nicht des einen wie des anderen entledigen, indem sie sie so behandelte, wie schließlich viele rechte Eltern ihre rechten Söhne

und Töchter behandelten? Warum sollte sie nicht, anstatt sie zu Hause zu behalten, den Knaben in eine Erziehungsanstalt, das Mädchen in ein Kloster schicken, damit sie mit ihrem toten Kinde allein blieb, und nicht mehr nötig hatte, um sich herum diese Stimmen zu hören, das Lachen, das Spielen, die ganze Unruhe, die ihren Schmerz beleidigte! Sie wußte, daß sich der feinfühlige Guy, die zarte Alice in dem lauten Treiben eines Internats nicht glücklich fühlen würden. Aber wieviel andere kleine Knaben und Mädchen erduldeten zu dieser Stunde die gleiche Verbannung aus ihren Familien und wuchsen darum doch heran! Und außerdem wäre es nur gerecht, wenn sie nicht glücklich wären. Elisabeth wußte auch, daß die Mutter der Kinder ihren Gatten auf dem Totenbette beschworen hatte, seine Laufbahn aufzugeben, die Kinder nie mehr zu verlassen, sie für zwei zu lieben, da ihnen die Mutter fehlen würde. Mit welchem Erbarmen hatte die junge Stiefmutter damals das Vermächtnis übernommen, und wie hatte sie diesen letzten Wunsch auf sich übertragen: „Da er weiter seinen Beruf ausübt, so werde ich sie nie verlassen, ich werde immer bei ihnen bleiben, um ihnen die Verstorbene zu ersetzen."

Gehorchte sie dem heiligen Wunsche der Toten, deren Platz sie einnahm und die sie zu ersetzen sich geschworen hatte, wenn sie die Kinder von dem väterlichen Herde fortschickte? Elisabeths Gewissen antwortete darauf wohl nein. Aber die einmal erwachten Stiefmuttergefühle ließen sich nicht so leicht einlullen. Seltsame Verirrungen eines allzu krankhaften Empfindens; die Lebende empfand gegen die Tote, deren Kinder lebten, während das ihre tot war, jene bittere Eifersucht, die mit ihrem Gift so viele zweite

Ehen zerstört und manchmal aus den besten Geschöpfen die unversöhnlichsten, gewissenlosesten Peiniger macht. Gerade weil das Internat einer Schule oder eines Klosters ein Schreckbild für die Sterbende gewesen sein mochte, kostete die Stiefmutter die finstere Wonne der Rache ... Und sie fühlte auch, daß dies nur der Anfang, der erste Schritt auf dem Pfade der Grausamkeiten war, bei dem sie nicht stehen bleiben würde ... Wenn der Vater zurückkehrte, was sollte sie ihm sagen? Hier wurde die Versuchung noch strafbarer. Die Stiefmutter war der einzige Zeuge, den die Kinder bei dem abwesenden Vater hatten. Es war so leicht, ihm zu schreiben, daß sie sie wegen dieses oder jenes Fehlers nicht länger hatte im Hause behalten können. Sie brauchte nicht einmal zu lügen. Der kleine Knabe hatte ein heftiges Temperament, das Mädchen war ein Widerspruchsgeist. Immer hatte Elisabeth, wie es die eigene Mutter getan hätte, zwischen den Fehlern der Waisen und der Strenge des Vaters vermittelt. War es nicht ihr Recht, jetzt anders zu handeln? Und es war so einfach, so nützlich, so unerläßlich, den Knaben in eine Anstalt, das Mädchen ins Kloster zu geben! ... Sie hätte freilich die Zärtlichkeit, die der Vater für die Waisen hegte, verletzt! Wie wenig paßte das zu ihren früheren Entschlüssen! ... Warum sollte sie es aber nicht tun, wenn sie weniger litt? ...

4.

Es gibt für jede Seele eine geistige Atmosphäre, in der sie heimisch ist, und nur in ihr kann sie auf die Dauer atmen. Ein edler Sinn kann sich wohl zu unwürdigen Entschlüssen fortreißen lassen, ja in einem Augenblick der Verirrung sie auszuführen

beginnen. Dabei verharren kann er aber nicht. Nachdem sich die junge Frau gesagt hatte: Mein Entschluß ist gefaßt, in acht Tagen werde ich sie nicht mehr im Hause haben, versuchte sie, nicht mehr daran zu denken, weder an die Kinder, gegen die sie so hart sein, noch an die häßliche Rolle, die sie dem Vater gegenüber spielen wollte. Instinktiv suchte sie die Bedenken, die sich bereits in den lauteren Tiefen ihres Gewissens erhoben, zu beschwichtigen, indem sie sich ganz in die Erinnerung an ihr Kind versenkte. Mit so leidenschaftlicher Sehnsucht beschwor sie den kleinen Schatten herauf, daß ihr der Knabe wieder ganz gegenwärtig wurde, wie wenn sie ihn nicht starr in seinem Bettchen gesehen hätte, mit dem kleinen, offenen Munde, ohne Atem, mit den über dem Kruzifix gefalteten, wachsbleichen Händen; wie wenn sie nicht die schwarzen Männer den Sargdeckel über dem gebrechlichen, unbeweglichen Gegenstande hätte aufnageln sehen, der ein paar Tage zuvor noch ein fröhliches, sorgloses Kind gewesen ... Er war noch da, ganz nahe bei ihr mit dem Widerschein der hellen Sonne auf den goldenen Locken ...

Die Erscheinung wurde so deutlich, so quälend, daß die Mutter den unwiderstehlichen Wunsch empfand, ihrer Zärtlichkeit einen greifbaren Ausdruck zu geben, das Bedürfnis, etwas zu tun, womit das angebetete Kind gleichsam verknüpft war, die leidenschaftliche Lust, ihm zu dienen. Unter den Büschen von weißem Heidekraut begann sie die schönsten Halme zu pflücken, um sie ihm zu bringen, sein Zimmer damit zu schmücken. Seit dem Tage, an dem die irdische Hülle des Kindes das Haus mit dem Kirchhof vertauscht hatte — dieses Haus, zum Hohn „Villa Rose“ genannt — war es

von der Mutter verboten worden, auch nur ein Möbelstück in dem Zimmer anders zu stellen. Sie hatte schon von ihrem Gatten die Zusage erlangt, daß er bei seiner Rückkehr das Haus kaufen würde; denn es war damals, als der Seeleutnant dem nahen Hafen von Toulon zugewiesen wurde, nur gemietet worden. Wie viele Frauen, Mütter, Gattinnen oder Töchter haben nicht auf diese Weise versucht, das Dasein eines angebeteten Wesens zu verlängern, indem sie alle die Gegenstände aufbewahrten, an denen die Verstorbenen hingen? Wenn dann die Priesterin dieses häuslichen Kultus selbst dahingeht, so ist dieses Heiligtum, das ihr ein kostbarer Schatz war, nur noch der käufliche Nachlaß eines alten, verbrauchten Hausrats. Wer wird ein treues Herz tadeln, das diese bescheidenen und doch kostbaren Dinge, die so persönlich sind, daß sie selbst Personen zu sein scheinen, eine Zeitlang gegen den unvermeidlichen Untergang verteidigt? — Seit vier Monaten war Elisabeth jeden Morgen und jeden Abend in das kleine Zimmer gegangen, in dem ihr Sohn den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Sie öffnete selbst die Fensterläden, wischte den Staub von den Möbeln, entfaltete die Kleidungsstücke, die die Form des kleinen Körpers bewahrten. Und diesen heiligen Brauch einer schmerzlichen Pietät, der ebenso nutzlos war, wie sie ihn leidenschaftlich betrieb, wollte sie auch heut erfüllen ... Der Strauß Heidekraut war immer größer geworden, fast zu schwer für ihre Hände. Sie hielt ihn jetzt in beiden Armen und ging, gleichzeitig glücklich und verzweifelt über diese nutzlose Ernte, wieder auf das Haus zu, das zwischen Pinien, Palmen und Yukkas jetzt wirklich rosenrot, in der Farbe der Freude und Hoffnung schimmerte. Und es war ein

tragischer und schmerzlicher Anblick, die junge, blonde, ganz in schwarz gekleidete Frau mit dem duftenden Strauß weißen Heidekrautes durch den grünenden Garten, unter dem blauen Himmel, auf das helle Haus zuschreiten zu sehen — wie man zu einem Grabe geht, um es zu schmücken und dort zu weinen!

5.

... Ganz vertieft in ihre Gedanken war die Mutter durch die Hintertür des Hauses eingetreten. Sie hatte nicht einmal bemerkt, daß der Kutscher vor dem Stalle die Räder des englischen Wägelchens wusch, woraus hervorging, daß ihr trauriger Spaziergang länger als die Messe gedauert hatte. Guy und Alice waren schon längst heimgekehrt. Elisabeth ging nach dem Korridor, in den das Zimmer des Toten mündete, und sie fuhr wie aus einem Traum auf, als sie die Tür halbgeöffnet sah und die Stimmen der beiden Kinder hörte, deren bloßes Bild sie den ganzen Morgen über mit dem bösen Geiste des Hasses und der Ungerechtigkeit verfolgt hatte. Was taten sie in dem Zimmer, das zu betreten sie jedermann streng untersagt hatte? Es wäre darin ganz finster gewesen, wenn es nicht ein Sonnenstrahl vom Fensterspalt bis zum Türritz wie mit einem Lichtstreifen durchschnitten hätte. Das Heidekraut noch immer mit beiden Händen an das Herz gedrückt, dessen Schläge sich verdoppelten, blieb sie stehen, um zu hören, was die beiden Besucher, deren Bewegungen sie kaum unterscheiden konnte, sagten. Und mit einer Rührung, von der sie nicht recht wußte, ob sie schmerzlich oder köstlich war, erkannte sie, daß die Halbgeschwister des armen André ihr in dem Liebeswerk, zu dem sie pilgerte, zuvorgekommen waren.

An diesem strahlenden Frühlingsmorgen hatten sich die beiden zärtlichen Kinder des Spielgefährten erinnert, der nicht mehr unter ihnen weilte. Sie hatten im Garten Blumen für ihn gepflückt, und in rührender Kindlichkeit wollten sie den Toten an der Feier des Tages teilnehmen lassen, indem sie ihm ein Ostergeschenk brachten: Eier, die sie an der Kirchentür gekauft hatten.

„Du mußt den Strauß hierher legen," sagte Alicens Stimme. „Denkst du noch an die schönen, goldenen Käfer, die wir für ihn aus den Rosen nahmen?"

„Und dorthin die Eier," sagte jetzt Guys Stimme, „wie wir es voriges Jahr gemacht haben. Er hat sich so gefreut! Wie gern möchte ich ihn heut wieder sehen und ihm einen Kuß geben!"

„Das ist unmöglich, da er tot ist. Aber im Himmel werden wir ihn wiederfinden," sprach wiederum das kleine Mädchen.

„Wenn er aber aufersteht?" antwortete der kleine Knabe. „Lazarus ist doch auch auferstanden, und unser Herr auch ... Ich bitte den lieben Gott jeden Abend und jeden Morgen darum ... Mama gewiß auch, das glaube ich bestimmt ... Es wäre eben ein Wunder. Warum soll uns der liebe Gott nicht diesen Wunsch erfüllen? ... Denn schließlich gibt es doch Wunder ..."

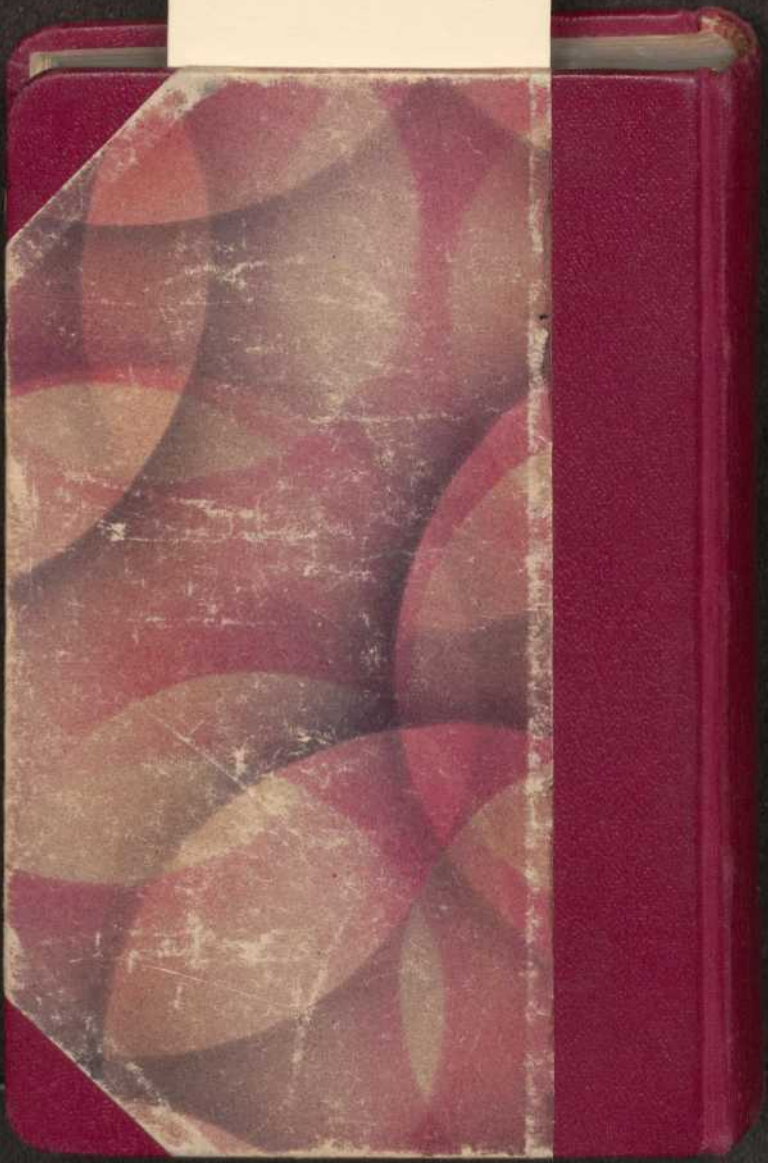
Der neunjährige Knabe, der in naivem Glauben diese Worte sprach, ahnte nicht, daß sich ganz in seiner Nähe, beim Klange seiner Stimme ein Wunder vollzog — eine Auferstehung gleichfalls, eine Auferstehung der Gerechtigkeit, des Mitleids, der Liebe, der Pflicht, aller großen und hohen Tugenden im Herzen der Frau, die ihm und seiner Schwester beinahe eine böse

Stiefmutter geworden wäre. Überrascht durch das kindliche Zeichen des Gedenkens, das die beiden Waisen dem toten Bruder bewahrten, fühlte sie sich erschüttert bis ins Mark. Guy und Alice sahen, wie sich die Tür weit öffnete und die Mutter — ihre Mutter — eintrat. Die Furcht der Kinder, gescholten zu werden, verwandelte sich alsbald in ein süßes Gefühl, als die Mutter ihnen die Blumen mit den Worten reichte: „Gebt ihm diese mit den euren . . .“ und sie drückte beide Kinder gleichzeitig an ihr Herz, umarmte sie leidenschaftlich, stürmisch, wie sie den anderen umarmt hätte. Fand sie nicht auch diese Kinder wieder, nachdem sie sie verloren hatte? Und sie weinte Tränen des alten Leids, aber durch Zärtlichkeit gemildert, wie wenn ihr der Geist ihres kleinen, entflohenen Engels ganz leise zugehaucht hätte: „Liebe sie, da sie mich so lieben! . . .“

Der häßliche Groll, die bösen Entschlüsse, der grausame Neid, alle niedrigen Leidenschaften schmolzen, lösten sich, gingen unter in diesen Küssen. Wieder einmal erfüllte sich in einem menschlichen Herzen das erhabene Wunder des Erwachens, das in der Kirche gefeiert wurde und sich in der Frühlingslandschaft offenbarte: Das Leben verscheuchte den Tod, die Liebe bezwang den Haß . . .

Ende.

H/S 221 300



H/S 221 3

Kinderherzen

Von

Paul Bourget.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französisch
und mit einem Vorwort versehen

von

Martha Schiff.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

the scale towards document
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Patch Reference numbers on LITT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.